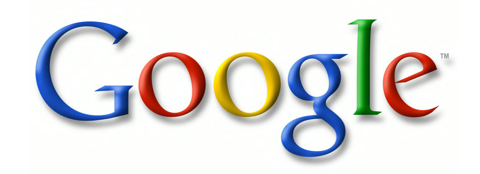


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

838
L8230
D32

A 730,037 DUPL

Hermann Löns

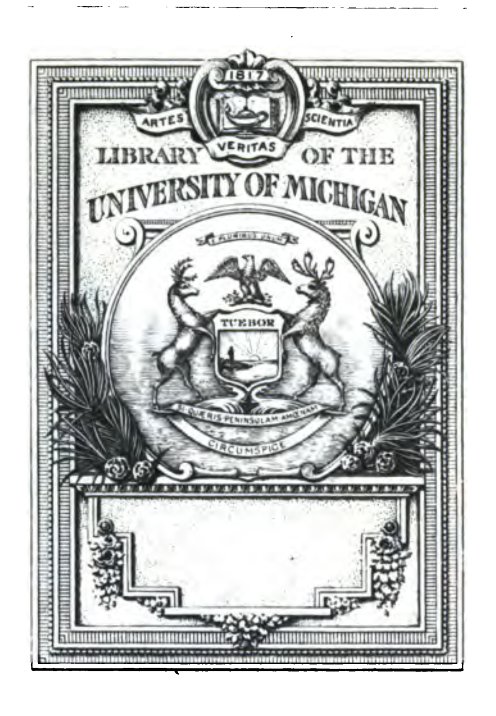
Leben und Wirken

von

Wilh. Deimann

Digitized by Google







Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Hermann Löns

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

I



Löns und Grotemeyer.
(Nach der Zeichnung von Fritz Grotemeyer-Charlottenburg.)

Digitized by Google

Hermann Löns

Sein Leben und Wirken

von

Wilhelm Deimann

Erster Teil

Mit 5 Bildnissen von Hermann Löns, den Bildern seiner Eltern und 1 handschriftlichen Beilage

Verlag von Gebrüder Lensing in Dortmund

Digitized by Google

Alle Rechte, besonders das der
Übersetzung, werden vorbehalten.
Amerikanisches Copyright 1922
by Gebrüder Lensing, Dortmund.



Den Umschlag entwarf Max Aurich, Dortmund 13.

Digitized by Google

Herman Stechert
12.12.41
44457

Vorwort.

Eine gründliche Vorarbeit für eine Lönsbiographie, die auch nur den Versuch unternommen hätte, die nötigsten Quellen zu erschließen, gibt es unter den mancherlei Büchern über Löns nicht.

Darum war es zunächst meine Aufgabe, die reichlich vorhandenen Quellen ausfindig zu machen und zu verwerten. So bilden die Grundlage meiner Arbeit vor allem die betreffenden Jahrgänge der Zeitungen und Zeitschriften, die von H. Löns redigiert wurden oder deren ständiger Mitarbeiter er war, die Pfälzische Presse, der Hannoversche Anzeiger, die Hannoversche Allgemeine Zeitung, die Bückeburger Landeszeitung, das Hannoversche Tageblatt, die Deutsche Tageszeitung, Niedersachsen, St. Hubertus und die Deutsche Jägerzeitung, ferner Löns' rein wissenschaftliche Abhandlungen, die bisher so gut wie außer acht gelassen waren.

An handschriftlichen Quellen sind verwertet neben den Manuskripten der Romane mehrere hundert Briefe des Dichters aus den Jahren 1885—1914, das Manuskript mit den zumeist unveröffentlichten Gedichten der Deutsch-Kroner, der münsterischen und der Greifswalder Zeit, sonstige handschriftliche Einzelgedichte, ein unveröffentlichtes Kapitel aus dem „Zweiten Gesicht", sowie das Kriegstagebuch des Dichters.

Bei meinen Nachforschungen habe ich von vielen Seiten freundliche Unterstützung erfahren durch Überlassung von Briefen, Manuskripten, Büchern, Bildnissen, durch persönliche und schriftliche Auskünfte. Ich habe mich zu bedanken bei den Herren Professor Apffelstaedt in Münster, Bildhauer Allard in Münster, Hauptlehrer Becker in Horsdorf, Schriftsteller

Digitized by Google

Bock in Letter, Justizrat Busse in Hannover, bei Frau Elsbeth Buedel geb. Loens in Boston, Mass., der Turnerschaft Cimbria in Greifswald, den Herren Gymnasialdirektor Correns in D. Krone, Dr. Deitmaring in Münster, Fräulein H. Fueß in Celle, den Herren Maler Grotemeyer in Charlottenburg, Frau Horrion in Barmen, Chefredakteur Hübbe in Hamburg, Direktor der Schaumburg-Lippischen Hofbibliothek Geheimrat v. Hülsen in Bückeburg, Professor Kolbe in Berlin-Lichterfelde, Frau Lisa Löns-Hausmann in Jena, den Herren Bankdirektor Alfred Löns in Barmen, Apotheker A. Löns und Frau Löns-Erbeck in Hannover, R. Löns in Zinnowitz, Museumsdirektor Meerwarth in Braunschweig, Eli Marcus in Münster, Maler Meyer-Knottnerus in Berlin, Lehrer Neumann in Deutsch-Krone, Gymnasialdirektor Plack in Gera, J. Rödiger und Apotheker Schmolling in Münster, Redakteur Schwaner in Schlachtensee, Univ.-Prof. Schwering in Münster, Dr. Spickernagel in Hamburg, Bibliothekar Steinhauer in Paderborn, Verleger Thieme in Kaiserslautern, Oberstudiendirektor Uppenkamp in Münster, der Landsmannschaft Verdensia in Göttingen, Frau Professor Vogel in Göttingen, Pfarrer Dr. Wibbelt in Mehr, Schriftsteller de Witt in Celle und Redakteur Wolfram in Bückeburg, nicht zuletzt der Bibliothek des Naturhistorischen Museums in Münster, insbesondere Frau Dr. Reeker und Herrn Direktor Dr. Reichling, ferner der Stadtbibliothek in Dortmund und der Universitätsbibliothek in Göttingen.

Die genauen Quellenbelege sind unter Hinweis auf Seite und Zeile des Buchtextes im Anhange untergebracht.

Werne, Bez. Münster, Mai 1922.

Dr. Wilh. Deimann.

Digitized by Google

1. Ursprünge und Kindheit.

1

Fern von der westfälischen Heimat der Eltern, in Kulm an der Weichsel, wurde Hermann Fritz Moritz Löns am 29. August 1866 geboren. Das Grollen eines schweren Vormittagsgewitters begleitete seinen Eintritt ins Leben. Im Hause eines Polen, wo der Gymnasialoberlehrer Friedrich Wilhelm Löns und seine blutjunge Gemahlin zur Miete wohnten, sah der Knabe, der mit den deutschesten Augen die Welt begreifen lernen sollte, zuerst das Licht. Wenige Wochen war es her, daß die Schlacht von Königgrätz geschlagen war, und nur noch ein Schritt trennte das deutsche Land von seiner Einigung, von der wie so viele andere auch des Knaben Urgroßvater, der Jurist und Dichter Moritz Bachmann, in grollenden und sehnsüchtigen Klängen gesungen hatte. Wenige Jahre nach Hermann Löns' Tode lag infolge feindlichen Gewaltspruches sein Geburtsort nicht mehr innerhalb der deutschen Grenzpfähle. Er hätte es nie für möglich gehalten.

Ein Löns, des Dichters Urgroßvater, saß noch auf einem Bauernhof, Haus Röken, in Eikel bei Wanne. Dies Bauernblut war in Hermann Löns allzeit lebendig. Sein Großvater, der in sehr jungen Jahren heiratete, weil zu der Zeit, da die Hand des ersten Napoleon auf westfälischem Lande lag, die verheirateten Leute nicht unter die Soldaten brauchten, zog

Digitized by Google

nach Bochum und fing ein Geschäft an. Er starb, als sein Sohn Fritz (geboren 1832), der des Dichters Vater wurde, sieben Jahre alt war. Die Mutter mit dem ältesten Sohne hat für Fritz und die andern Kinder gesorgt. Fritz kam auf die Rektoratschule in dem damals noch kleinen Bochum, dann auf die Obersekunda des Paderborner Gymnasiums, wo er im Jahre 1853 das Abitür machte. Er studierte in Münster und Berlin Philologie, nachdem er seine ursprüngliche Absicht, Theologe zu werden, aufgegeben hatte, war nach dem Staatsexamen am pädagogischen Seminar in Königsberg und 1860/61 als Probekandidat in Paderborn. Hier wohnte er in dem Hause Grube Nr. 3, gerade gegenüber dem Besitztum der Familie Cramer. Aus dieser gewann er sich bald die 18jährige Clara zur Braut. Im Jahre 1865 führte er sie nach Kulm heim.

Sein Sohn Rudolf schildert das Wesen des „kleinen, schlankgebauten" Mannes „mit der feinen gebogenen Nase" und den „großen blauen, scharfblickenden Augen" als „fein und gleichmäßig". Er nennt ihn „gerecht und freundlich allen Menschen gegenüber, milde gegen seine Schüler und von edler Gesinnung". Dann sagt er aber: „Dem Vater ging wohl die tiefere Anteilnahme am Schicksal anderer und am gemeinsamen Wohl ab, darum konnte er auch die Umwelt nicht für sich erwärmen. Wohl hatte er Zähigkeit und Widerstandskraft, kannte auch keine Furcht, doch fehlten ihm Tatfreude und Kampflust gänzlich; allem Außergewöhnlichen ging er aus dem Wege, und seine Bequemlichkeit ging ihm über alles. Auch litt er zweifellos an Nervenschwäche. Alle diese Mängel hinderten die guten Eigenschaften an nützlicher Wirkung; sie schufen um seine Person einen eisigen Dunstkreis, den weder

Digitized by Google

er von innen noch andere von außen zu durchbrechen vermochten." Der gewisse Widerspruch, der in diesen Worten herrscht, scheint auf eine Zwiespältigkeit im Wesen des Vaters hinzudeuten, die sich offenbar auf Hermann vererbt hat. Der konnte nämlich von gewinnender Liebenswürdigkeit und Feinheit, von einer prächtigen Kameradschaftlichkeit, besonders einfachen Leuten gegenüber sein, aber auch von solcher Launenhaftigkeit, Eitelkeit und Unumgänglichkeit, daß es Leute gab, die sich vor seinem Besuche geradezu fürchteten. Um zum Vater zurückzukehren, so hatte er keinen Freund in Münster, selbst kaum Verkehr mit seinen Amtsgenossen am Paulinum. Er war ein großer Naturfreund, war vertraut mit allem Getier, kannte sämtliche Vögel an der Stimme und machte täglich weite Wanderungen. Bei der Erziehung seiner Söhne „hielt er es mit der Gewalt", erzählt Rudolf Löns weiter, „und versuchte seinen Willen mit Maßregelungen allerlei Art und täglichen Prügeln durchzusetzen. Nun baute er leider seine Erziehungsversuche auf dem Grundsatz der Verneinung auf. Alles, was wir gerne taten, wurde verboten, alles uns Unangenehme mußten wir tun, ganz gleich, ob es recht oder falsch war. Dazu kam noch, daß der Vater ganz von sprunghaften Launen beherrscht war und Maßregeln anordnete, die uns so albern erschienen, daß wir alle Achtung vor ihm verloren. Zwischen dem Vater und den anders gearteten Söhnen tat sich ein täglich weiter klaffender Abgrund auf, den nur die endlose Liebe, Pflichttreue und Schaffenslust der Mutter überbrücken konnte."

Besonders unglückselig gestaltete sich das Verhältnis zwischen Hermann und dem Vater; es blieb nicht ohne Einfluß auf den Lebensgang des Dichters und nahm schließlich solche

Digitized by Google

Formen an, daß der Vater dem Sohne die Teilnahme an der Beerdigung der Mutter verweigerte und daß der zum Manne gereifte Sohn bei späteren zufälligen Begegnungen in Münster kalt am Vater vorüberging.

Gegenüber der düsteren Skizzierung des väterlichen Bildes in der „Lönsschen Art“ darf man aber nicht vergessen, daß die Jungen nach Rudolfs Kennzeichnung dickköpfig und unlenksam waren und daß insbesondere Hermann durch seinen groben und andauernden Leichtsinn in Geldsachen und durch seine Neigung zu nächtlichen Zechereien, die ihn späterhin seine Stellung in Kaiserslautern und, wie es scheint, auch in Gera kostete, der kinderreichen Familie große Sorgen schuf. Daß sich hinter der äußeren Kälte und Rücksichtslosigkeit auch väterliches Verständnis verbarg, können wir noch mehr als einmal wahrnehmen.

2

Weiter hinauf als die Familie des Vaters läßt sich die der Mutter verfolgen. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts war ein Abraham Cramer im Gefolge eines Fürstbischofs, wohl als dessen Hofapotheker, aus Süddeutschland nach Paderborn gekommen. Er richtete am Markt die erste Apotheke ein, die jetzt noch bestehende Adlerapotheke. Sie vererbte sich immer vom Vater auf den Sohn, bis des Dichters Großvater Karl August Cramer sie verkaufte, weil seine Söhne sich alle anderen Berufen zuwandten. Einen Cramer trieb sein Tatendrang in die Ferne. Er nahm bei den Habsburgern Kriegsdienste, brachte es zu Verdienst und Ehren und beschloß seine

Digitized by Google

II



Der Vater des Dichters.

Digitized by Google

Digitized by Google

Tage als Graf Cramer von Kronenbach. Seine Feuersteinpistolen betrachtete noch der junge Hermann nachdenklich im großelterlichen Hause.

Bei einem andern Manne aus der mütterlichen Vorfahrschaft des Dichters müssen wir etwas länger verweilen; es ist sein Urgroßvater Moritz Bachmann. Die einschlägige Literaturgeschichte tut seiner Erwähnung im Zusammenhange mit F. W. Weber und mit Freiligrath, der durch Bachmanns Taschenbücher „Gunloda" und „Kränze" mit einer ganzen Reihe von Jugendgedichten an die Öffentlichkeit kam. Damit war das literarische Interesse an M. Bachmann erledigt. Und doch verdient auch er seinen eigenen Platz in der westfälischen Geistesgeschichte des vorigen Jahrhunderts. — Er wurde geboren am 2. November 1783, studierte Jura und war Referendar am Reichskammergericht in Wetzlar, wurde Friedensrichter in Lichtenau und schließlich Oberlandesgerichtsrat in Paderborn. Er war ein hervorragender Jurist, ein warmherziger Freund der heimischen Geschichtsforschung, ein formgewandter, begeisterter Poet und ein beachtenswerter Physiker, der so feine und kunstvolle Linsen zu schleifen verstand, daß sich selbst Astronomen darum an ihn wandten. Rechtschaffenheit und weiche Güte bildeten den Grundzug seines Wesens.

Die Fragen des zweiten Gesichtes beschäftigten ihn lebhaft; — er schrieb zu der Zeit, wo Justinus Kerners Forschungen zu diesem Gebiet und die „Seherin von Prevorst" erschienen, eine Erzählung „Die Seherin", die aber unabhängig von dem Kernerschen Buch sich in anderen Bahnen bewegt. — Von diesem Manne will Hermann Löns seine Anlage zur Hellseherei geerbt haben. Bachmann war ein überzeugter Katholik, zugleich, wie es in jenen Jahrzehnten kaum anders sein konnte,

Digitized by Google

ein warmer Freund der Aufklärung. Gelehrten und geistes-kühnen Männern, wie Dietrich von Niem und Gobelin Persona, gilt sein begeistert Lied. Dem Vorkämpfer gegen den Hexen-wahn, dem Jesuiten Friedrich von Spee, setzt er ein schönes Denkmal in der Novelle „Bertrade“. Er hat nicht nur unter seinem eigentlichen Namen gedichtet und geschrieben; der Vergleich von Stil und Erzählungstechnik lehrt, daß er sich auch hinter den Benennungen Freimund Waller, Peregrin, Philydor und anderen verbirgt. Er gab die jetzt völlig ver-schollene Zeitschrift „Das Nordlicht“, die Taschenbücher „Gun-loda“ 1832 I, 1833 II, die „Kränze“ 1834, „Arminia“ 1837 heraus; im Mindener Sonntagsblatt, damals geleitet von Nikolaus Meyer, den warme Freundschaft mit Goethe und Christiane verband, ist Bachmann mit Aufsätzen und Dich-tungen in den Jahrgängen 1827—32 und 1843 des öfteren vertreten. Beiträge von ihm stehen auch im „Hermanns-taschenbuche“ 1842 und im Rheinisch-Westfälischen Musen-almanach 1821. Zwar war Bachmann ein behender Nach-ahmer, zwar läuft in seinen Taschenbüchern viel Plattes und Wertloses nebenher wie in den zahllosen ähnlichen Erzeug-nissen dieses lyrischen Zeitalters; trotzdem offenbart sich in dem Herausgeber ein wirklicher Dichter, ein feinsinniger Er-zähler, ein formgewandter Übersetzer lateinischer, italienischer und besonders englischer Dichtungen. Die Übersetzung eng-lischer Literatur war ja in dem ersten Jahrzehnt des 19. Jahr-hunderts die literarische Mode des Tages, vor allem in den Kreisen um das Mindener Sonntagsblatt. Mit Freiligrath verknüpften M. Bachmann enge freundschaftliche Bande. Als Freiligrath noch Kaufmannslehrling in Detmold war, kam er öfters zu dem älteren Bachmann mit den Erstlingen seiner

Digitized by Google

Muse, um sie von ihm prüfen zu lassen. Der ermutigte ihn, spornte ihn zu weiterer Tätigkeit an und veröffentlichte, wie bemerkt, eine Reihe dieser Gedichte, darunter Prinz Eugen, Die Auswanderer, Die Tanne, in der „Gunloda" und den „Kränzen". Die beiden blieben immer in schriftlicher Verbindung, auch als Freiligrath in der Verbannung in England lebte.

Dann verknüpften Bachmann Beziehungen mit Friedr. Wilh. Weber. In Bachmanns „Arminia" (1857) hat Friedr. Wilh. Weber unter dem Namen B. Werder einige Originalgedichte, die jetzt zum größten Teil in seinen „Gedichten" stehen, veröffentlicht und eine Reihe Übersetzungen, die mit F. W. gezeichnet sind. Bachmann pflegte jedes Jahr einige Wochen in Lippspringe zu verbringen, wo Weber von 1856 bis 1865 als Brunnenarzt wirkte; da werden sie sich persönlich kennen gelernt und den Plan zur „Arminia" entworfen haben. Auch für das „Nordlicht" lieferte Weber Beiträge.

Zwei Menschenalter vor der offiziellen Geburtsstunde der Heimatbewegung, in einer Zeit, als seine nähere dichterische Umgebung mächtig in die Ferne schweifte, greift Bachmann in der „Gunloda" wie auch später mit Bewußtsein gestaltend zu Stoffen der engeren Heimat und stellt mit Enttäuschung im Schlußwort der „Gunloda" von 1833 fest, daß seine Anregungen so wenig Echo und Nacheiferung fanden. Die meisten seiner Erzählungen wurzeln im heimischen Boden. Trotz seines Interesses an fremden Geistesschätzen, trotzdem er wahrscheinlich selbst in seiner Jugend Italien gesehen, hing sein ganzes Herz an der westfälischen und deutschen Heimat und schätzte fremde Art und Sitte gering. In das Bild des

Digitized by Google

westfälischen Sängers Bruno hat er wohl seine eigenen Züge fließen lassen, wenn er singt:

„Hellas kannt' er; er kannte hellenische Götter und hatte,
Aganippes gepriesenes Naß selbst kostend, gefunden,
Daß der begeisternden Kraft mehr sprühet im Met der Gunloda *).
Schöner bedünkt ihn die nordische Welt, stets zog ihn die Sehnsucht
Fort und sein Freiheitssinn zu den heimischen Wäldern und Göttern."

(Aus dem idyllischen Gedicht „Heerwarth und Hilde",
Gunloda 1832, S. 28.)

Dieselben Ansichten lebten, nur in schärfer ausgesprochener Form, im Herzen seines Urenkels Hermann Löns, der alles Fremdländische geradezu verachtete und haßte, der für den Klassizismus kaum Verständnis hatte und einmal von Goethe in einem Briefe sagt, er sei an „dem Erotenkram krumm geworden".

Die Liebe zur Tierwelt, die übrigens auch zur Wesenheit der beiden Eltern Hermanns gehörte, ist ebenfalls schon bei seinem Ahnen Bachmann lebendig, dessen Gedicht „Kiebitz" einen reizvollen Auftakt zu den Lönsschen Tierschilderungen bildet.

Noch einen anderen verwandten Zug will der Zufall. Bachmann empfand tief den poetischen Reiz der Heidelandschaft, der ja mit so warmer Neigung und so reichem dichterischen Erfolge auch des Nachfahren „Herz gehörte", und wand in der „Arminia" einen Kranz von „Heideblumen und

*) Nordische Göttin der Dichtkunst.

Digitized by Google

Heidebildern". Ein andermal nimmt er unter Hinweis auf die künstlerische Verwertung des Heidemotivs durch die niederländischen Maler den Heidedichter Schmidt von Werneuchen gegen Goethe in Schutz, der sich in seinen „Musen und Grazien in der Mark" über Schmidt lustig gemacht hatte.

Bachmann starb am 12. Juni 1872. Von seinen Kindern sehen wir seinen Sohn Alex und eine Tochter mit dichterischen Versuchen an die Öffentlichkeit treten; auch sein Enkel Hermann Cramer betätigte sich dichterisch.

Bachmanns Tochter Philippine heiratete den fürstbischöflichen Hofapotheker Karl August Cramer, dessen Tochter Klara die Mutter Hermanns wurde. Diese (geboren 1844) war der besondere Liebling ihrer Großeltern und lebte als Kind längere Zeit ganz im Bachmannschen Hause.

Als Mädchen war sie von bezaubernder Schönheit. Ihr Sohn Rudolf schildert sie als ein wenig unter Mittelgröße, schlank und zart, mit einem langen schmalen Gesichte, das trotz der entsprechend langen kräftigen Nase ganz beherrscht wurde von dem Glanze der großen, wunderbaren Augen und der feinen hohen Stirn, auch noch zu jener Zeit, da die Erschöpfung die Stirn mit Falten gezeichnet hatte.

Sie kannte alle Kräuter und Gewächse, da sie in der Jugend an den freien Nachmittagen mit dem Großvater Cramer die zum Apothekengebrauch notwendigen Pflanzen hatte suchen müssen. Groß war von Jugend auf ihre Liebe zu den Tieren. „Sie liebte die Tiere ihrer Eigenart willen und hatte schon als Kind fast immer ein wildes Tier als Gefährten. Besonders oft erzählte sie von ihrem zahmen Hasen, den ihr Vater als wenige Tage altes Junghäschen mit von der Jagd gebracht hatte. In ihrer Pflege war es

Digitized by Google

zum starken Hasen herangewachsen, so zutraulich und anhänglich geworden wie ein Hund, lief völlig frei herum, auch ins offene Feld, und kam pünktlich wieder nach Hause. An einem silbernen Knopf im Ohr war er den Jägern kenntlich, die ihn natürlich schonten, bis er doch mal einem leichtsinnigen Schützen zum Opfer fiel. Ihr zweiter Liebling war eine graue Sumpfmeise, die ebenfalls frei herumflog und am liebsten in den Sofaecken schlief, wobei sie auch mal ihren Tod fand. Außer beim Tode ihres Vorletzten habe ich sie weinen gesehen, als der Vater heimlicherweise unsern Tackel, der nach dem Umzug täglich wieder nach der alten Wohnung zurücklief und dann oft erst nachts nach Hause kam, ersäuft hatte," erzählt Rudolf Löns. Sie war noch nicht zwanzig Jahre alt, als sie ihrem Gatten nach Kulm a. d. Weichsel folgte, in völkisches Grenzgebiet, unter anders geartete Menschen, wo sie sich immer landfremd und unglücklich fühlte. In Kulm und Deutsch-Krone schenkte sie fast Jahr für Jahr einem Kinde das Leben, zehn Knaben und zwei Mädchen, von denen drei Knaben und ein Mädchen, schon halb herangewachsen, das Opfer einer Seuche wurden. Das älteste Kind war Hermann. In Münster, wohin zu ihrer größten Herzensfreude ihr Mann im Jahre 1884 versetzt wurde, gebar sie dann noch drei Knaben, von denen der vorletzte, der dreizehnte, zu ihrem großen Schmerze im zweiten Lebensjahre an der Bräune starb. Schwere Anforderungen stellte also das Leben an sie. Doch niemals hat sie versagt. Mit fester, aber milder Hand regierte sie den umfangreichen Haushalt und die große Jungenschar. Geduld und Sparsamkeit, Tatkraft und Güte bildeten ihr Wesen. Klar und sicher war sie in ihren Anordnungen. Noch heute höre ich in Münster von Frauen,

Digitized by Google

die bei ihr verkehrten, mit Bewunderung von ihrem edeln Sinne, von ihrer Unverdrossenheit und nie erlahmenden Arbeitsamkeit erzählen. Wo andere, weniger große Familien Flickfrau und Näherin beschäftigten, sah man sie Nachmittag für Nachmittag Nadel und Faden rühren, um die vielen Wämse und Strümpfe ihrer naturforschenden Jungen im Stande zu halten oder neu zu schaffen. Daneben fand sie noch Zeit, die Unmengen Tierzeug, die ihre sammelgierigen Burschen zusammenschleppten und in allen möglichen Behältern hielten, während der Schulzeit zu beaufsichtigen und zu versorgen.

Man muß sich um so mehr wundern, daß die schmalen Schultern und die übermäßig in Anspruch genommene Nervenkraft unter der Last von Arbeit und Widerwärtigkeiten nicht vorzeitig zusammengebrochen sind, als zwei ihrer Geschwister, ihr Bruder Wilhelm, früher Student der Rechte, und ihre Schwester Antonie seit langen Jahren geisteskrank in Pflegeanstalten lebten.

So dürfen wir wohl in dem Bauernblute Hermanns, in seiner geistigen Regsamkeit und Liebe zur Dichtkunst, seiner Freude an der Natur und dem Tierleben, vielleicht auch in seiner übermäßigen, zuweilen krankhafte Formen annehmenden Feinnervigkeit und Gemütsverdüsterung, in dem Zwieklang seines Wesens zum guten Teil ein Erbe seines Stammes wiedererkennen.

3

In seiner Selbstbiographie hat der Dichter seine Geburt mit einem leichten Nimbus umgeben. Er erzählt — und alle haben es ihm freudig nachgeschrieben — es habe von seinem Ge-

Digitized by Google

burtshause geheißen, in ihm käme kein Kind zur Welt; als nun der erstgeborene Löns die Wände anschrie, sei der Hausbesitzer mit einem Blumenstrauß beim Oberlehrer Löns erschienen, habe ihm Glück gewünscht und die Mitteilung daran geknüpft, daß er ihm für ein Jahr die Miete erlasse, weil der böse Ruf vom Hause genommen sei. Der Hergang war etwas anders. Als Hermann geboren war, sagte der Vater zu dem Hausbesitzer: „Pan Hofmann, jetzt ist der Bann von dem Hause genommen, da können Sie wohl die Miete um zwei Taler herabsetzen.“ Hofmann sagte aber: „Nein, muß Pan Obbelär zahlen zwei Taler mehr, is sich eine Person mehr!“ Und es blieb, wie es war. Die Schwester des Dichters knüpfte an diese ihre Mitteilung die treffende Bemerkung: „Gibt es überhaupt einen Hauswirt, der die Miete herabsetzen würde, oder einen Philologen, der für sich einen Vorteil herauszuschlagen imstande wäre?“

Als Hermann Löns ein Jahr alt war, wurde sein Vater an das Gymnasium in Deutsch-Krone versetzt. Es ist ein reizend zwischen Wäldern und zwei fischreichen Seen gelegenes Ackerbaustädtchen, das in den achtziger Jahren $6^1/_2$ Tausend Einwohner zählte. „Meine erste Erinnerung“, plaudert der Dichter, „ist die, daß ich in einem blauen Kittel auf einem gepflasterten Hofe saß und die grün und rot gefärbten kleinen Blattkäfer, die auf dem zwischen den Steinen wuchernden Vogelknöterich umherkrochen, in eine Pillenschachtel sammelte.“ „Schon als ganz winziges Kind“, so erzählt er weiter, „war mein größtes Vergnügen, den Fliegen am Fenster zuzusehen, und mit fünf Jahren lockte mich eine tote Maus mehr als ein Stück Kuchen.“ Die ersten Jugendjahre verlebte er meist in Gesellschaft seines Freundes Neumann, dessen Oheim die

Digitized by Google

beiden stets aufs Feld oder zum Schafehüten begleiteten. Ihr einziger Spielgefährte war Sultan, der zottige Schäferhund. Die Fingerzeige des alten Bauersmannes legten den ersten Grund zu Hermanns naturwissenschaftlichen Kenntnissen.

Ostern 1873 kam er auf die fünfklassige katholische Volksschule in Deutsch-Krone. Er gehörte immer zu den besseren Schülern, wie auch in den ersten Jahren seiner Gymnasialzeit. Seine meiste Freizeit widmete er der Erforschung der Tier-, besonders der Vogelwelt. Der große Rebau, den der Großvater den Kindern geschenkt hatte, war sein Lieblingsbuch. Ein verständiger Lehrer wußte den Naturunterricht lebensvoll zu gestalten und gesunden Forschergeist in die Herzen seiner Gymnasiasten zu pflanzen. Allmählich entwickelte sich in Hermann ein Hang zur Einsamkeit, der durch seine naturforschenden Neigungen immer mehr verstärkt wurde. Als Zwölfjähriger durchstreifte er allein meilenweit die endlosen Wälder, die Heiden und Moore der Deutsch-Kroner Umgebung. In seiner selbstbiographischen Skizze erzählt er von diesen Forschungsreisen die haarsträubendsten Geschichten; da ist er in ein Treiben vermummter Wilddiebe geraten oder fällt einer Rotte junger, fetter Zigeunerweiber in die Hände, deren er sich nur durch Fußtritte und Faustschläge mit Not erwehren kann, oder platzt in eine Gerichtskommission über der Leiche eines ermordeten Försters hinein, ertrinkt beinah im Klotzowmoore bei der Besichtigung einer Seeschwalbensiedelung, schläft unter einer Eiche ein und will erst erwacht sein durch die Stimmen von Waldarbeitern, die einen alten Trinker in Augenschein nehmen, der sich mittlerweile just am selben Baum erhängt hatte. Er verlangt wohl nicht, daß wir es ihm aufs Wort glauben.

Digitized by Google

Für ornithologische Studien konnte es kaum ein besseres Betätigungsfeld geben als den Deutsch-Kroner Kreis. Er ist ein wahres Vogelparadies. Ackerbreiten und Wiesen wechseln mit herrlichen, tiefen Wäldern und stiller Heidelandschaft. In seinem leicht wellenförmigen Boden blitzt es nicht nur von zweihundertzehn größeren und kleineren Landseen, umrandet von Rohrwäldern, von Kalmus, Schilf und Schachtelhalm, es schlafen da auch viel Teiche, Sümpfe und Brüche, die meist alle durch Fließe und Bäche verbunden sind. Diese glückliche Verteilung von Land, Wasser und Wald hat zahllose Vogelarten zur Ansiedlung herbeigelockt, und es wird wohl nicht mit Unrecht behauptet, daß kaum ein Kreis so viel seltene Vögel vereinigt wie das Kroner Land. Da findet man noch auf riesigem, wipfeldürrem Kiefernstamm die Burg des Fischadlers, gibt es noch Reiherkolonien von über sechzig Horsten, da jagt noch der Uhu und brütet der Schwarzstorch, da kann man den Haubentaucher belauschen und den seltsamen Triel. Das war ein Studienfeld für den jungen Naturfreund. In Ergänzung seiner Vogelbeobachtungen wandte er sich dem Ausstopfen zu. „Zur Zeit des Frühjahrs- und Herbstzuges", so erzählt mir sein Jugendfreund Herr Lehrer Neumann, „eilte er hinaus, um einige zu erlegen. Das gelang ihm um so leichter, als er es vorzüglich verstand, die einzelnen Arten anzulocken. Die meisten Vögel erlegte er mit dem Katapult oder der Zwille, das ist eine Gummischleuder, die er sich von einem Gabelaste mittels zweier etwa zehn Zentimeter langer Gummischläuche, welche mit einem Leder verbunden waren, selbst machte. Er schoß mit Schrotkörnern und besaß bald eine derartige Treffsicherheit, daß ihm selten ein Vogel entkam, der sich in reichbare Nähe wagte. Die erlegten Vögel stopfte er

Digitized by Google

selbst aus und brachte es nach einigen mißlungenen Versuchen bald dahin, daß er ihnen wundervolle Stellungen zu geben imstande war.“ Die präparierten Vögel brachte er in Kästen verschiedener Größe unter, die er aus feinen Brettchen geschickt und sinnreich herzustellen wußte, innen mit weißen, außen mit dunkelgrünem Papier beklebte und die so dicht waren, daß weder Insekten noch Staub eindringen konnten. Eine große Anzahl wanderte später in die naturwissenschaftliche Sammlung des Deutsch-Kroner Gymnasiums. Waren die Vögel zu arg zerschossen, sammelte er die Köpfe; mit Arsenikseife präpariert und mit Glasaugen versehen wurden sie auf großen Papptafeln befestigt, darunter die Flügel und Füße geheftet. Bezeichnend für den späteren Heger und Wortführer der Naturschutzbestrebungen ist es, daß er eine Vogelart, die er schon ausgestopft hatte, nicht mehr schoß. „Später war er im Besitze einer Stockflinte. An einem Frühlingsabend erlegte er damit im ‚Fahlen Bruch‘ einen Fischreiher. Es muß dies wohl sein erster treffsicherer Schuß mit einer Flinte gewesen sein; denn mit Stolz zeigte er zu Hause den herbeigeeilten Freunden seine Trophäe und nahm die bewundernden Ausrufe und anerkennenden Redensarten selbstbewußt in Empfang. Der Reiher wurde präpariert und dem Gymnasium geschenkt,“ berichtet Herr Neumann weiter. Die eigentliche Jagd hat Löns entgegen manchen Behauptungen von seiner und anderer Seite nicht ausgeübt. Er mag wohl das ein oder andere Mal, wenn sein Vater, was zuweilen geschah, zu einer Jagd eingeladen war, mit auf der Hasensuche gewesen sein. Er suchte seine Studien schon damals wissenschaftlich auszuwerten und verfaßte als Sechzehnjähriger eine Vogelfauna des Kreises Deutsch-Krone; die Handschrift übergab er bei seinem Weggange aus West-

Digitized by Google

preußen dem Provinzialmuseum in Danzig. Mit noch halb ungelenken knabenhaften Schriftzügen hat er säuberlich seine Beobachtungsergebnisse auf Bogen zusammengetragen, wissenschaftlich benannt und nach Ordnungen eingeteilt. Er zählt 130 Arten auf.

Seine Beobachtungen auf dem breiten Gebiete der Naturkunde muß er schon in Deutsch-Krone genau und sicher angestellt haben. Wie wäre es sonst möglich, daß er sechs Jahre, nachdem er das Land verlassen — wenn auch mit Hilfe seiner mitgeführten Sammlungen —, einen fachwissenschaftlichen Aufsatz über die Weichtiere jener Gegend schreiben konnte: „Malakozontische Erinnerungen aus dem Kreise Deutsch-Krone" (Bericht über die 15. Wanderversammlung des westpreußischen botanisch-zoologischen Vereins zu Marienburg vom 7. Juni 1892, Schriften der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig, N. F. VIII).

Sein erster Rehbock erregte ihn nicht so wie der Seidenschwanz, den im Sprenkel zu fangen ihm als Junge glückte, und als er in den Sagemühler Fichten die Schwarzdrossel als Brutvogel fand, flog ihm das Herz. Welchen Platz mußte doch die durch reiche Kenntnisse gehobene Naturliebe im Seelenleben des Jungen einnehmen, wenn solche den meisten prosaisch und wenig wichtig dünkende Erscheinungen die Saiten seiner Empfindung so lebhaft erschwingen und aufklingen lassen konnten!

Sein Sammeleifer brachte ihn hin und wieder in Gegensatz zur Schulordnung, vor die Konferenz und in den Karzer. Im übrigen schildert ihn sein damaliger Freund als harmlosen, freundlichen, stets höflichen Jungen, der immer gern gesehen war und nur die Geduld seiner Umgebung auf die Probe

Digitized by Google

stellte, wenn seine glühende Begeisterung für die Natur ihm Gelegenheit gab, mit seinem Wort einzusetzen. Humor und Neigung zur Satire waren ihm damals schon eigen. Aber er war als Junge auch schon launig und wetterwendisch und übermäßig begeisterungsfähig und hatte immer Freunde, die er für Helden und Halbgötter hielt; wenn sie sich dann als ganz alltägliche Menschen auswiesen, wurde er ganz wild und wollte nichts mehr von ihnen wissen. In späteren Jahren war es nicht anders. Im „Zweckmäßigen Meyer“ läßt er in richtiger Selbsterkenntnis seinen Teckel Battermann, dem natürlich die Nase alles ist, von sich sagen: „Alle Tage erlebt Herrchen eine Täuschung, und das kommt nur daher, weil er sich auf seine Augen und Ohren verläßt und nicht daran denkt, die Leute, mit denen er es zu tun hat, gründlich zu beschnüffeln. Ich habe es gehört, wie er darüber sprach, daß ich manche Leute, die er für nett hielt, nicht leiden könne und sie immer ankläffe und anknurre oder sogar anfletsche. Hinterher hieß es dann: ‚Battermann hat recht gehabt; der Kerl ist ein schlechter Mensch.‘ Ja, warum beroch er ihn nicht!“ Auch liebte er es bereits zu jener Zeit, in den Nächten zu arbeiten und zu studieren. Unermüdlich war er trotzdem am andern Morgen recht oft bereits vor Beginn des Unterrichtes auf den Beinen zu einem Stelldichein mit den Kameraden, wenn es galt, irgendeiner Sache, die der Aufklärung bedurfte, nachzugehen. Zäh und gründlich war er dabei, der Aufmerksamste bei der Sache, der letzte, der sie verließ, oft noch Ergebnisse ergrübelnd und entdeckend, wenn die andern sie längst aus dem Auge verloren hatten.

Schon damals pflegte er am liebsten Umgang mit Leuten aus „dem breiten Unterbau des Volkes“, dem Schlage der

Digitized by Google

Bauern, Handwerker und Arbeiter, so daß ihn einer seiner Lehrer deswegen verwarnen zu müssen glaubte: „Gewöhnen Sie sich die Tendenz nach unten ab!“

Seine Schulleistungen waren auf der Unterstufe des Gymnasiums recht gut, fielen allmählich ab und waren dann so wenig zufriedenstellend, daß seine Versetzung in die Oberprima zu Ostern 1884 nicht erfolgen konnte. Erst Michaelis dieses Jahres gelang es ihm, die Reifebefähigung für Oberprima nachzuweisen.

Die Erziehung im elterlichen Hause war streng und gut. Doch hinderte die Strenge des Vaters Hermann und die andern Jungen nicht, ihren Neigungen und Studien sich ungehemmt hinzugeben. Nur als Hermann vor der Konferenz stand und der Vater im Kreise des Lehrerkollegiums erfuhr, daß die Sammelwut schuld daran war, daß die Turnstunde geschwänzt war, verbot er seinem Sohne, weiterhin Vogeleier zu sammeln.

Mit inniger Liebe hing Hermann vor allem an der Mutter. Wie sehr er ihr zugetan war, mögen die folgenden Reihen aus einer in Buchform nicht vorliegenden Skizze beweisen: Er sitzt auf den Hahn an. „Meine Augen bleiben am Boden, in grünem Moose und aschgrauer Renntierflechte hängen. An meinen Gamaschen ist ein Heidekrautästchen geblieben. Vorsichtig strecke ich die Hand aus, bücke mich leise, nehme das Büschel ab und stecke es in das dritte Knopfloch der Joppe.

„Heide, ob rosig blühend, ob rötlich-silbern verwelkt, immer bist du meinem Herzen lieb. Kein Buchenwald, kein Eichenforst lockt mich so sehr wie die Heide. Schlanke, hellbraune, grünschuppige Stengel, zierliche Blütchen, seidig glänzend, zarte Griffel lugen aus ihnen hervor, poetisch das Pflänzchen,

Digitized by Google

gepflückt in der Hand, poetisch zu Milliarden Quadratmeilen bedeckend. Jugendbilder umrahmt der Zweig an meiner Brust, lustige, lachende Bilder. Westpreußens braune Heiden tauchen vor mir auf, jene Heiden, denen die Glöckchenheide fehlt, wo am sandigen Graben die weiße Zaunlilie blüht und im Herbst das gelbe Katzenpfötchen. Falterjagden auf der Heide zur Knabenzeit, dann, später, Schlendergänge über knisternden Heideboden, das Gewehr im Arm . . . sonnige Tage. . . .

„Nur einmal hat mir die Heide, die trockene Heide, tiefes Herzeleid gebracht. Es war ein strenger westpreußischer Winter. Meine selige Mutter erzählte uns von ihren westfälischen Heiden, von der schönen Erika, die dort wächst — ich kannte sie nicht — und sagte: ‚Meine liebste Blume ist das Heidekraut.‘

„Den ganzen Tag ging mir das Wort im Kopfe herum. Der andere Tag war ein Sonntag. Zitternd vor Kälte kam ich aus der Kirche, stürzte eilig die heiße Milch hinunter und rannte dann los durch die verschneiten Straßen dem Moore am Seeufer zu. Tiefverschneit war das Moor, zerfallene Torfhaufen, Birkenbüsche und Wacholder, alles war weiß verhüllt, bittere Kälte beengte den Atem, hungrig und müde saßen die Nebelkrähen am Wege. Mit kalten Händen wühlte ich im kalten, harten Schnee. Fußtief mußte ich scharren, dann riß ich aus dem gefrorenen Moorboden Busch um Busch braunen Heidekrautes. Unter meinem Überrocke barg ich mit froströten Händen den Schatz und lief dann nach Hause. Am Ofen taute ich den harten Schnee von den Zweigen, schnitt sie sauber zurecht, band sie mit grünem Samtbande und brachte den Busch in die Küche. Meine Mutter war mit dem Sonntagsbraten beschäftigt. ‚Hier, Mama, ist ein Heide-

bukett,' sagte ich vor Freude strahlend. Die überbeschäftigte Mutter meinte nachlässig: ,Die ist ja abgeblüht, solche wollte ich nicht.' — Ich warf den Strauß in die Herdflamme und ging stumm hinaus, trotzig die Tränen bekämpfend, aber mir war sehr traurig zumute.

„Das war das einzige Mal, daß meine Mutter mir weh tat. Ich glaube, es war der größte Schmerz meines Lebens. . . .

„Auch heute noch, nach zwanzig Jahren, steigt es mir heiß in die Augen, wenn ich daran denke. Aber die müssen jetzt klar sein; schnell, unvorsichtig fahre ich mit der Hand über die Wimpern . . ." (Niedersachsen, I, 242 ff.)

Das Dichten und Schriftstellern begann er als fünfzehnjähriger Obertertianer. Mit seiner Schwester Elsbeth, die, zwei Jahre jünger als er, zusammen mit ihm aufwuchs, las er gemeinschaftlich deutsche und fremde Literatur, alles durcheinander, wessen sie habhaft werden konnten. Die „Segelfahrt" (Junglaub S. 54) ist das einzige für Deutsch-Krone (1884) datierte Gedicht. Es zeigt den jungen Poeten in deutlicher Abhängigkeit von Schiller und den Romantikern. Doch geht man wohl in der Annahme nicht fehl, daß auch die „Seufzerlaube" mit ihren naiven Zwischenklängen in ihrem Keim auf diese Zeit zurückgeht. Sie ist zwar erst 1891 in der Deutsch-Kroner Zeitung erschienen, aber sicherlich nicht erst in diesem Jahre entstanden. Das an sich wertlose Gedicht gibt uns ein Bild des träumerischen Deutsch-Kroner Gymnasiasten.

Seufzerlaube

Wie kommt's, daß heute so zerstreut ich bin?
Du grüner Buchwald, du liegst mir im Sinn,
Du alte, laubverdeckte Seufzerlaube;

Digitized by Google

Der Sonnenschimmer übermalt den See,
Lautrufend kreist der Bussard in der Höh',
Und tief im Klotzow ruckst die Ringeltaube.

Lang' ist es her, seit ich dort träumend saß
Und Strafarbeit und Karzertür vergaß
Bei Drosselschlag aus grünbeschwerten Ästen;
Ein schwarzweißrotes Kielboot zog vorbei,
Es schallte Heines Lied der Lorelei,
Und rote Lichter funkelten im Westen.

Grad vor der Laube steht ein Lindenbaum,
Den Rindenschnitt an ihm erkennt man kaum,
Sechs Jahresringe zeitigte die Linde;
Im Juni war's, jung war das Buchenlaub,
Der Winter kam mit Frost und Flugschneestaub,
Die braunen Blätter tanzten wild im Winde.

Leb' wohl! Des Träumens ist schon längst genug,
Ich lese weiter in dem trocknen Buch —
Wann bin ich wieder in der Seufzerlaube?
Vielleicht, wenn Bart und Haare lange grau,
Wenn tot du oder eines andern Frau,
Doch tief im Klotzow ruckst dann noch die Taube.

Hin und wieder fliegen in den ersten Jahren der Trennung seine Gedanken sehnsüchtig aus Münster nach dem Lande, wo er seine Jugend verlebte. „Heimat“ nennt er es, trotzdem es Augenblicke gab, wo er gleich seinen Eltern fühlte, daß er „dort nicht zu Hause war“. Solchen Gedanken an Deutsch-Krone entsprangen die „Heimatklänge“ (Lönsgedenkbuch

Digitized by Google

S. 96 ff.), „Die Nebelkrähe“ (Junglaub S. 17), der „Radaunensee“ (Deutsch-Kroner Zeitung“ 1891) „Kartoffelfeuer“ (Junglaub S. 28); auch in mancher späteren Prosaskizze taucht die Deutsch-Kroner Zeit noch auf. Das wirkungsvollste dieser Gedichte sind die „Heimatklänge“. Es bezeugt, mit welch leidenschaftlicher Hingabe der Junge dieses Land geliebt hat. Drei Klänge sind's vor allem, die er in der neuen Umgebung „schmerzlich entbehrt“: „Du Rauschen in dem dunklen Föhr, du Wellenschlag vom grünen See, du Lied aus Volksmund wild und weh“. Belangreich für die Beurteilung seines literarischen Geschmackes und ein Hinweis auf den späteren Volksliedersänger ist die vierte Strophe. Das Volkslied jener Gegend scheint es ihm angetan zu haben,

„So hell und scharf wie Schwerterklang,
So kühn, wie's je in heißer Stund'
Aus starken Männerkehlen drang —
Bald zarter Liebe Leid und Lust,
Der eignen Schönheit unbewußt,
Bald düster-schaurig Ammenlied,
So gleichbewegt wie Glockenton,
Vom Abglanz alter Zeit durchglüht,
Vom Volk sonst lang vergessen schon —
O Lieder, kühn und wehmutsschwer —
Wer weiß, ob ich euch noch mal hör'.
— — — — — — — — —“

Auch der später in veränderter Form in den „Kleinen Rosengarten“ aufgenommene „Winter“, der nach Hermanns Ankunft in Münster niedergeschrieben wurde, geht sicherlich auf westpreußisches Volksliedergut zurück.

Digitized by Google

„Über die Haide geht mein Gedenken,
Du kleines Mädchen,
Nach dir, nach dir allein;
Über die Haide möchte ich wandern,
Du kleines Mädchen,
Bei dir zu sein.

Über die Haide flogen die Schwalben,
Du kleines Mädchen,
Sie grüßten dich von mir;
Über die Haide krächzen die Krähen,
Du kleines Mädchen,
Die Antwort von dir.

Über die Haide rieseln die Flocken,
Du kleines Mädchen,
Und alles hüllt der Schnee;
Über die Haide ging einst mein Hoffen,
Du kleines Mädchen,
Ade, Ade!“

Ein Hauch von Kindlichkeit liegt noch über den Versen, aber sie sind voll Rhythmus und Stimmung und bedeuten einen starken Fortschritt gegenüber der um ein Jahr jüngeren „Segelfahrt“.

Im Herbste 1884 kam die ersehnte Versetzung des Vaters nach Münster, in die westfälische Heimat, und der Abschied von Deutsch-Krone.

Wenn wir rückblickend auf die Deutsch-Kroner Lebenszeit des Dichters ihre Bedeutung für seinen weiteren Werdegang zu erfassen versuchen, so ergibt sich, daß die dem Dichter

Digitized by Google

vererbte Liebe zur Natur sich in ungestörter Hingabe in glücklichstem Boden entfalten konnte; wir sehen, wie sich in dieser Umwelt der naturforschende Junge eine ausgezeichnete Grundlage naturkundlicher Kenntnisse verschafft, auf der er später als Student der Naturwissenschaften leicht und sicher das Fundament bauen konnte, das zu den stärksten Trägern seiner künstlerischen Eigenart gehört. Die unmittelbaren dichterischen Anregungen, die von dieser Jugendzeit ausgingen, waren nicht zahlreich und nachhaltig; sie wurden nur lebendig in der ersten Zeit des Heimwehes und bedeuten nicht das große, alles andere überragende Erlebnis für das ganze Dasein des Menschen und des Künstlers, wie es etwa bei Jean Paul oder Theodor Storm der Fall war.



Digitized by Google



Die Mutter des Dichters.

Digitized by Google

Digitized by Google

2. Sturm und Drang und Wanderjahre.

1

Die Übersiedelung nach Münster in Westfalen war ein wichtiger Wendepunkt im Leben des Dichters, der richtunggebend wurde für seine weitere Entwicklung.

Wie heißt es doch in Immermanns „Münchhausen" von diesem Lande? „‚Sonderbares Land,' rief er für sich, ‚in welchem alles ewig zu sein scheint! Wie kommt es, daß aus dir noch kein großer Dichter hervorgegangen ist! Diese Erinnerungen, welche von dem Boden nicht weichen wollen, diese alten Sitten und Gebräuche müßten doch wohl imstande sein, eine Einbildungskraft zu entzünden!' Er übersah, daß das Talent keine Feldfrucht ist, sondern wie das Manna in der Wüste vom Himmel fällt." — Das verwundert fragende Wort hatte bald keine Berechtigung mehr; den wirklich großen Dichtergenius hat es uns beschert in Annette v. Droste, und manch anderer, wenn auch nicht so hell leuchtender Dichtergeist hat seine Fackel seitdem an dieses Bodens Kraft entzündet. Auch unserm Dichter sollte es, ähnlich wie dem gleichfalls aus östlicheren Strichen kommenden Immermann, nach anfänglichen Schwierigkeiten die eigentliche Heimat, der die besten Kräfte entwickelnde Mutterboden werden.

Auf der Fahrt zum Westen nahm man in Berlin einige Tage Aufenthalt. Eindruck auf ihn machte nur der Zoologische

Digitized by Google

Garten und der erschütternde Blick, den er in die sozialen Gegensätze der Weltstadt tun konnte. Viel wichtiger wurde ihm, daß er westlich der Elbe die ersten schwarzen Rabenkrähen sichtete, daß er in Paderborn das Bewußtsein hatte, auf wirklichen Felsen zu stehen, und daß er lebendige Salamander fangen konnte. Nach der Fahrt durch hannoversches Land, das ihm später so manche Geistesfrucht heranreifen ließ, traf man für ein paar Rasttage in Paderborn, der Heimatstadt der Mutter, ein. Hier erwachte sein Sinn für Geschichte, der neben dem naturgeschichtlichen so bedeutsam für seine Kunst werden sollte. Mehr als die steinernen Zeugen der Vergangenheit dieser alten Bischofsstadt, die schon politische Bedeutung hatte, als die alten Sachsen noch nicht die Hoffnung aufgegeben hatten, sich des Frankenkönigs erwehren zu können, war es das großelterliche Haus, das ihm die Brücke in vergangene Zeiten schlug. Altersgrau dünkte ihn schon der Name der Straße, in der es lag, die Grube. Es barg zahllose Erinnerungen in Stuben, Treppenhaus und Speicher. In ehrfürchtigem Sinnen stand der Primaner vor dem Geschränk mit den Werken seines Urgroßvaters und den Briefen und Pistolen Kramers von Kronenberg, des Türkenkämpfers, vor dem Bildnis des greisen Bachmann mit dem tieffaltigen Bauerngesicht und den klugen, scharfblickenden Augen. Das Stammesbewußtsein in ihm begann sich zu regen.

2

In Münster mietete man zunächst eine Wohnung vor dem Neutor auf der Wilhelmstraße, dann in der ehemaligen Johanniter-Kommende, einem reizend in einem Garten mit

Digitized by Google

hohen Platanen gelegenen Adelsbesitztum. Hermann bezog das Gymnasium Paulinum, an das sein Vater versetzt war. Es ist eine angesehene, uralte, auf die münsterische Domschule Karls des Großen zurückgehende Schule, reich an schönen Überlieferungen. Sie liegt hart an der Aa neben den Gebäuden der Universität, deren geschichtliche Mutter sie ist. Peter Hille, Joseph Lauff, Julius und Heinrich Hart hatten einige Jahre vorher noch ihre Bänke gedrückt.

Den Mitschülern erschien der Neuling als sonderbarer Kauz von ausgesprochen träumerischem Wesen, der den meisten Fächern gegenüber nur geringes Interesse zeigte, sich überhaupt teilnahmslos bewies und sich allein hielt, höchstens ab und zu durch sarkastische oder humorvolle Bemerkungen von verblüffender Schlagkraft die Klassenbrüder zu schallendem Gelächter zwang. Nur wenn die Rede auf irgendein Viehzeug gekommen sei, dann habe er plötzlich lebendig werden können, dann sei das Träumerische verflogen gewesen und seine Augen hätten geleuchtet. In Deutsch-Krone hatte er bei seinen Mitschülern der „springende Hirsch" geheißen, hier erhielt er wegen seiner Sammelwut den Spitznamen „der Käfer". Sein Äußeres beschreibt Speitkamp folgendermaßen: „Er war ein mittelgroßer, schmächtiger, blasser Junge mit einer kräftig hervortretenden, schmalen Nase, tief eingefallenen Backen und großen, in die Ferne gerichteten Augen. Das zurückgebürstete blonde Haar ließ die eckige Stirn stark hervortreten. Die Kleidung verriet große Sorgfalt, und der bunte, flatternde Schlips hatte etwas Herausforderndes." Im übrigen erscheint er uns damals als harmloser, gesunder, geistig außerordentlich regsamer Junge, dessen größte Lust es ist, seine Freizeit in Wald und Heide zu verbringen, der auf den Zwang der Schule

Digitized by Google

schimpft, verächtlich auf die Philister sieht, die den Sonntagnachmittag bei Dennemanns, van Evers und sonstwo in qualmigen Kaffeestuben verbringen, dessen Wunsch allen Erntes ist, „Löwenjäger“ zu werden; humorvoll, wie er immer ist, will er mit der aus Amerika herübergekommenen, rasend wuchernden Wasserpest schnell den münsterschen Schloßgraben sich bewachsen lassen, daß der münstersche Bürger, wenn er nach zwei Tagen wieder vorbeikommt, erstaunt ausrufen soll: „Dat hädde ick min Dage nich glöwt, dat ut'n Water ne Wieske wärn könnt.“

Allmählich empfand er Münster als seine eigentliche Heimat. Von Deutsch-Krone sagt er als Vierzigjähriger: „Ich weiß heute noch nicht, ob ich diese Zeit eine glückliche nennen soll. Trotz der schönen Umgebung, trotz Jagens und Fischens und Sammelns saß in mir dieselbe Unzufriedenheit, die sich bei meinem Vater . . . recht oft und recht derb Luft machte. Ich fühlte, daß ich dort nicht zu Hause war, und so hatte ich wohl Gespielen, aber keinen Freund.“ Natürlich ging der Übergang nicht reibungslos vonstatten. Das Neuartige der Umgebung bot Schwierigkeiten genug. Er fühlte sich zuerst „kreuzunglücklich“, sah sich den Anforderungen der Schule nicht gewachsen und mußte sich anderen Lehrern und Methoden anpassen. An die größeren Linien der Kroner Landschaft gewöhnt, konnte sein Auge zunächst der schlichten, innigen Schönheit des wallheckengrünen Münsterlandes keinen Geschmack abgewinnen, trotzdem es in der ihm ganz fremden Tier- und Pflanzenwelt so viel Neues aufzunehmen und zu studieren gab. Auch körperlich ging es ihm zunächst schlecht; das feuchtwarme münsterländische Klima bekam ihm nicht, er „vermißte den heilsamen Ostwind und klappte in dem Treib-

Digitized by Google

hausklima zusammen.“ Seine damalige Seelenstimmung zeigt am besten das Gedicht:

Die Nebelkrähe

Ein graues Regenlaken hängt
Unsauber auf die Erde,
Ich stampfe durch das Heidekraut,
Unwirsch ist meine Gebärde.

Eintönig pfeift der nasse West,
Wallhecken versperren die Weite,
Es spritzt der zähe Klei um mich,
Wohin ich geh und schreite.

Ein rauher, wilder Krähenschrei
Klingt plötzlich durch das Wehen,
So frech und frank, so krächzen nicht
Die schwarzen, westfälischen Krähen.

Sei mir gegrüßt, lieb' Heimatskind
In schwarz und grauem Gefieder,
Ich höre lieber dein rauhes Wort
Als Nachtigallenlieder.

Du zauberst vor mich hin ein Bild:
„Schwarzblaue Kiefernwälder,
Ein blauer, rohrbesetzter See
Und weite Roggenfelder.“

Und alles groß und hoch und weit,
Die Menschen so gesellig,
Die Häuser liegen enggedrängt,
Das macht die Leute gefällig.

Digitized by Google

Hier sitzt ein jeder eulenhaft
Auf seiner Ackerklause —
Du graue Krähe, flieg voran,
Zeig' mir den Weg nach Hause.

3

Aber der „Anpassungskater“ war bald überwunden.

Ein Heißhunger nach Vertiefung seiner Bildung überkam ihn. Zum erstenmal in seinem Leben, gesteht er, arbeitete er mit zähem Fleiß und Zielbewußtsein für die Schule. Nebenher bewältigte er „eine solche Unmenge“ von westfälischer Geschichte, von neuerer Literatur und Zoologie, daß es ihm später selber unfaßbar erschien. Er lernte den Menschenschlag schätzen, der ihm erst so wenig gefallen konnte. „Ich sah bald ein, um wieviel gebildeter im besten Sinne meine Mitschüler waren, wenn sie auch lange nicht so zivilisiert waren wie die Gymnasiasten im Osten; bald hatte ich Freunde, wirkliche Freunde, und es waren kaum zwei Jahre vergangen, da war ich bewußt das, was ich unbewußt immer gewesen war: Niedersachse.“ Allmählich wuchs ihm die Landschaft ans Herz, zumal die Heide, seine Liebe schon aus Deutsch-Krone, vor Münsters Toren nicht fehlte, die münsterische Heide, deren unerschöpfliche Poesie Heinrich Hart in seinen Literarischen Erinnerungen anmutig gepriesen hat. Nicht minder wirkte auf Hermann Löns der Zauber der alten Stadt, wo das Grau geschichtlicher Erinnerungen, das aus so viel Kirchen, Palästen, Häusern und alten Winkeln schwebt, sich mit dem Grün unzähliger Gärten, Wälle, Lindengänge und weiter Rasenflächen zu einem berückenden Akkorde vermählt, wo man noch heute,

Digitized by Google

da sie sich den Mantel der Großstadt um die Schultern geworfen hat, aus den meisten Häusern der Altstadt Nachtigall und Drossel belauschen kann. Der im Knaben erwachte Geschichtssinn fand reiche Nahrung. Da hängen noch am Lambertikirchturm die Käfige, in denen Jan van Leydens und seiner Genossen Leichen verfaulten, schweigt am steinernen Prinzipalmarkt dumpfluftig der Friedenssaal, der sich mit seinem kostbaren Geschränk, seinen Bildnissen, Geräten und Sitzkissen fast noch so gibt wie damals 1648, als die Gesandten Europas nach endlosem Gezänk und Ränkespiel den Frieden fanden, welchen Wortes übermenschliche Wirkung auf die armen Reste des armen deutschen Volkes niemand wuchtiger und ergreifender geschildert hat als H. Löns im „Werwolf"; da streckt sich der gründachige Dom mit den Kapellen Bernhards von Galen, auf deren aus der Bronze seiner eroberten Kanonen gegossenen Säulenreihen geheimnisvolle Lichter blinken, der Dom mit dem Denkmal dieses streitbaren, in seinen Zügen an Derfflinger oder Türenne gemahnenden Bischofs, dessen Persönlichkeit H. Löns so anzog, daß er ihn in seinen letzten Lebensjahren noch zur Hauptfigur eines Kriegsromanes machen wollte; da spricht so manches Haus, so mancher Stein von berühmten Namen, vom alten Blücher und vom wilden Lützow, von Lützows ehemaliger Gattin, der Gräfin von Ahlefeld, und ihrem Freunde Immermann, von Annette von Droste, von Goethe und der Gallitzin.

Welches dichterische Talent, das hier seine jungen Schwingen regte, hätte sich je dem Reize dieser Stadt und ihrer Landschaft entzogen! So viele vom alten lateinisch dichtenden Murmellius über Junkmann, Michelis, Levin Schücking und Annette von Droste, über Hamerling und Peter Hille, Zum-

Digitized by Google

broock, Landois und Westhoff, Julius und Heinrich Hart bis auf die Neueren und Jüngsten: Castelle, Schauhoff, Roselieb, die Ratzka und andere haben der Stadt und des Landes Reiz verspürt und ihr Lob gesungen. Auch Löns suchte in manchem Bilde ihre Stimmungen und Schönheiten einzufangen, so in den Gedichten „Pleistermühle", „Der Nubbenberg", „Schloßgarten", „Sommer", „Maiandacht", „Frühling im Dom" und in der Naturskizze „Die Wallhecke" (In „Da draußen vor dem Tore").

Wie er Münster sah und was es ihm gab, erläutert am besten „Die Münstersche Luft", ein in seine Bücher nicht aufgenommener und darum nur schwer zugänglicher Aufsatz. Auch an sich verdient er, der Vergessenheit entrückt zu werden.

Er schrieb ihn im Jahre 1905, als 20 Jahre vergangen waren, seit er in Münster seine zweite Heimat fand, und etwa 10 Jahre, seit er es unter dem Drucke persönlicher Widrigkeiten verließ. Manches ihm Liebgewordene sah der vom münsterischen Boden Losgelöste bei nachmaligen Besuchen entschwunden.

„Nicht viele deutsche Städte können sich rühmen, eine eigene Luft zu haben, vorzüglich Berlin nicht, obgleich seine Spezialdichter und Lokalfeuilletonisten recht viel von der Berliner Luft singen und sagen.

„Die Größe und die Bedeutung einer Stadt kommt hier nicht in Frage; Göttingen hat zum Beispiel eher eine Luft als Hannover, wenn auch nicht in dem Maße wie München, Leipzig, Hamburg oder Münster.

„Um diese Luft hervorzubringen, gehört einmal eine eigene, durch die geographischen und politischen Verhältnisse bedingte Geschichte und eine daraus entstandene gewisse Ab-

Digitized by Google

geschlossenheit, der wieder eine Vorherrschaft der alteingesessenen Bevölkerung und eine Stabilität der gesellschaftlichen und sozialen Einrichtungen und Formen entspricht; zeigt sich auf diesem Untergrunde noch ein einigermaßen selbständiges geistiges Leben, hat sich noch eine bodenwüchsige Bauweise erhalten und treten noch allerlei kleine Eigenheiten in Lebensart und Sitte hervor, dann ist die eigene Luft da, und der Name des Ortes wirkt dann nicht nur als geographischer Begriff, sondern als sinnenfälliger Gegenstand.

„Das ist bei Münster in hohem Maße der Fall; wer die Stadt kennt, sieht, wenn er auf ihren Namen stößt, etwas Festes vor sich: eine graue Steinarchitektur in grünem Laubwerk, in der sich ein von bunten Prozessionen und tollem Mummenschanz unterbrochenes bürgerliches Leben abspielt, ein behäbiges Leben, wie es seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts sonst fast überall in Deutschland verschwunden ist; das sieht er, und er hört die breite, gemütliche Sprache, riecht den Duft von Weihrauch und Backöl, und er empfindet den würzigen Geschmack des eigenartigen Gebräus, das man dort verzapft; auf diesem Hintergrunde tauchen dann einzelne Menschen und ganze Gruppen auf, die Wiedertäufer, Fürstbischof Bernhard von Galen, das bunte Leben bei dem Abschlusse des Westfälischen Friedens, die Gräfin Gallitzin und ihr Kreis, die feinen Züge der Dichterin von Rüschhaus, die derben des Professors von der Tuckesburg. Man hat etwas Bestimmtes vor sich, denkt man an Münster.

„Schon das Land, in dem die Stadt liegt und dem sie den Namen gab, das Münsterland, hat das, hat seine Luft, allein schon in meteorologischer Beziehung: es ist auf drei Seiten von Bergen umschlossen und nur nach Westen geöffnet; so

Digitized by Google

ist es überreich an feuchten Niederschlägen, hat einen sehr hohen Grundwasserstand, ein sehr gleichmäßiges, an kalten Wintern und heißen Sommern armes Klima. Auch seine geologischen Verhältnisse zeigen diese Ausgeglichenheit; alle möglichen Bodenformationen kommen dicht beieinander vor, und wenn das Land es auch hier und da zu netten Hügelchen und hübschen Berglein bringt, so vermeidet es doch alle Gewagtheiten und Schroffheiten: Bäche und Flüßchen, Tümpel und Teiche sind reichlich vorhanden, ein Strom und ein See fehlt; Büschchen und Hölzchen trifft man auf Schritt und Tritt an, große Waldungen wenig; die Gegensätze zwischen Heide, Busch und Bauland werden durch die Wallhecken überall hübsch ausgeglichen; die Tier- und Pflanzenwelt ist mehr durch das Fehlen einiger weitverbreiteter, als durch das Auftreten seltener Arten ausgezeichnet; kurz und gut: das Münsterland zeigt in naturwissenschaftlicher Beziehung den Zug zu philisterhaft genügsamer Durchschnittlichkeit.

„Diese Neigung verleugnet das Land auch nicht bei seinem Volke. In körperlicher Hinsicht ist es ein guter Durchschnittsschlag, der eher zur Beleibtheit als zum Gegenteil neigt; unter den Frauen finden sich viel Schönheiten, doch mehr von der bekömmlichen, als von der aufregenden Art. Rede und Geste des Münsterländers ist bedächtig, die Sprache breit und behäbig und reich an Eigenheiten, der Gesichtsausdruck von heiterer Gelassenheit, sehr erklärlich für die Bewohner eines Landes, dessen Beschaffenheit ihnen weder Not noch Sorge macht, ihnen auch keine Aufregungen beschert und keine Strapazen auferlegt, sie also nie aus dem seelischen und körperlichen Gleichgewichte bringt. Dem dadurch erzeugten Behäbigkeitsgefühle entspricht wieder eine bedächtige Wert-

Digitized by Google

schätzung von Speise und Trank, Ruhe und was sonst das Leben angenehm macht; man ißt oft und gern und übereilt sich dabei nicht, und hält es mit dem Trinken ebenso, und obgleich dort, wie das feuchte Klima es einmal mit sich bringt, viel getrunken wird und schwere Getränke geschätzter sind als leichte, so fällt die Wirkung im Durchschnitt nicht so unangenehm auf wie in Gegenden, wo mit dem schnelleren Blut der Alkohol schneller durch die Adern fließt.

„Auch in geistiger Beziehung ist der Münsterländer ein Ergebnis seines Landes, er ist ein Philister im besten Sinne, das Muster eines guten Untertanen. Wie ihm die Oberflächengestaltung seines Vaterländchens keine weite Aussicht gestattet, denn überall beengen Wallhecken oder Büsche oder Hügelchen seine Blicke, so hat er auch seine geistigen Augen auf die Nähe eingestellt und kümmert sich nur um das Erreichbare und Reale, zumal für die spekulativen und mystischen Untergrundschichten seiner Seele in auskömmlicher Weise von der Kirche gesorgt wird. So kommt es, daß trotz der verhältnismäßig sehr großen Begabung und Bildung des Volkes wirklich große Menschen so selten sind, daß sie, wie der streitbare Fürstbischof Bennatz von Galen und wie der Vorspuk der modernsten deutschen Dichtung, Annette von Droste-Hülshoff, mehr als Gegensätze zu ihrem Volke und mehr als Ausnahmeerscheinungen, denn als Verdichtungsergebnisse der latenten Volkseigenschaften aufzufassen sind; das zeigt sich schon darin, daß diese beiden größten Münsterländer bei Lebzeiten in ihrem Vaterlande nicht verstanden wurden, und heute noch haßt der Münsterländer den genialen Kirchenfürsten, heute noch schätzt er von der Dichterin nicht ihr Bestes, nämlich ihren Zug zum Dämonischen.

Digitized by Google

„Dieser Zug geht ihm aber selber auch nicht ab, wie die unzähligen, seltsamen und oft unheimlichen, aber stets von hoher dichterischer Anschauung durchtränkten Sagen und Märchen beweisen, die in seiner Heimat entstanden; aber nur einmal hat er diesen Zug, dessen Vorhandensein erklärlich bei einem Volke ist, dessen Leben von der Natur und der politischen und religiösen Verfassung mit engen Wallhecken umgeben wurde, in die Tat umgesetzt, hat nur einmal die politisch-religiöse Formel dafür gefunden, in der Wiedertäuferbewegung nämlich; da ihm das aber herzlich schlecht bekam, so mißtraute er seit den Tagen des Jan von Leyden diesem Zuge seiner Seele und unterdrückte ihn nach Kräften, bildete den Hang zur Bequemlichkeit immer mehr aus und vermied jahrhundertelang alles, was geeignet erschien, seines Lebens Gleichmaß zu unterbrechen.

„So wie seinem Lande alles Gewaltsame und Großartige fehlt, so meidet auch er es, und sogar seine Kirchenbauten verraten die Abneigung dagegen, sich über das allgemeine Niveau zu erheben; fest und wuchtig stehen sie auf dem Boden, sind reichlich mit allem versehen, was dazu gehört, aber damit hört es auch auf; ihre Türme wurden entweder nicht fertig, oder geschah es einmal, daß einer von ihnen, wie der Lambertiturm, über das durchschnittliche Maß hinauswuchs, so ging es ihm, wie es Annette von Droste-Hülshoff ging, man duckte ihn.

„Hochragende Türme und in das Blaue strebende Menschen verträgt die münstersche Luft nicht, und erst heute, seitdem Eisenbahn, Industrie und Fremdenzuzug ihre Ungemischtheit zerstörten, brachte man es fertig, dem Lambertiturm wieder eine Spitze zu geben; aber sie wirkt ebenso unorganisch in

Digitized by Google

dem Gesamtbilde der Stadt, wie die elektrische Bahn, die durch die alten Straßen saust, wie die Fabrikschlote, die sich über die spitzen Ziegeldächer erheben, wie die prunkvollen Anlagen an der Stelle der alten Wälle und Stadtgräben, wie die breiten Straßen und modernen Häuser der neuen Stadtteile, vor denen die engen Heckengänge verschwinden mußten, und wie noch vieles andere, das sich eifrig bemüht, des alten Münsters Eigenart zu durchbrechen oder zu verdrängen und seine Luft zu verdünnen.

„Von dieser ist aber immer noch ein gut Teil vorhanden, und es wird noch ein Weilchen dauern, ehe sie ganz verflogen ist. Wenn auch der einst so sicher und bequem seines Weges wandelnde Katholizismus sich aus einer sehr bekömmlichen Religion zu einer emsig werbenden Partei in den Ultramontanismus umwandeln mußte, der auf die Dauer seinen Anhängern noch bedeutend mehr auf die Nerven fällt als seinen Gegnern, wenn auch Handel und Wandel viel von ihrer Gemächlichkeit und Pomadigkeit einbüßten, eine münstersche Luft gibt es immer noch.

„So deftig wie vor zehn Jahren ist sie freilich nicht mehr. Das sieht man schon aus dem Rückgange des Altbierverbrauchs. Die alten gemütlichen Kneipen, in denen freundliche, saubere, recht komplett von der Natur ausgestattete Mädchen mit hellblonden Haaren und Gesichtern wie Milch und Blut das eigentümliche Gebräu kredenzten, das dem echten Münsteraner geradesogut schmeckte und bekam, wie dem Fremdling schlecht, verschwinden vor den banalen Bierhallen und Restaurants mit ihren banal befrackten Kellnern, die dem Gaste dieselben banalen Getränke bringen wie überall in Deutschland.

„Einige dieser alten Brau- und Schankstätten haben sich

Digitized by Google

aber noch erhalten, und wenn das bürgerliche Leben dort auch nicht mehr so ausschließlich zusammenfließt wie vordem, ein Teil blieb ihm noch treu. Die hastige Zeit, die viel mehr Arbeit verlangt, als es früher der Fall war, erlaubt dem Handwerker und Kaufmann freilich kaum mehr seinen zweistündigen Frühtrunk und sein Dämmerschöppchen von sechs bis acht Uhr, wie es vor einem Jahrzehnt noch allgemein üblich war, und zur geselligen Unterhaltung und Erholung nimmt man immer mehr die Zeit nach dem Abendessen. Auch die Reihe der langen Pfeifen an den Wänden hat sich gelichtet; man ist nicht mehr bequem genug, um sich diese Bequemlichkeit leisten zu können, und zieht mehr und mehr die Zigarre vor.

„So zahlreich wie früher ist die Gesellschaft an den weißgescheuerten Eichentischen der sauberen, gemütlichen Altbierküchen auch nicht mehr, und nicht mehr so bunt und gemütlich wie früher, als alle bürgerlichen Stände dort vertreten waren; der alte Zunftgeist verschwand, aber der neue, der das Volk in religiöse, politische und soziale Schichten zerschnitt, kam, und Münsters Bürgerschaft ist nicht mehr, wie ehedem, die eine große Familie, die sich, wenn auch hier und da mehr schlecht als recht, so doch leidlich vertrug.

„Als der Katholizismus hier das Heft in der Hand hatte, war er duldsam, und die konfessionellen Unterschiede wiesen den Menschen nur verschiedene Gotteshäuser, aber nicht getrennte Erholungsstätten an, und wenn auch heute in Münster größere Volksschichten abseits der Konfessionen stehen, so trägt das eher zur Verschärfung als zur Abschwächung der geistigen und gesellschaftlichen Gegensätze bei. Einer paßt dem andern auf, nicht um wie früher harmlos beim Bier, Wein oder Kaffee dessen Schwächen und Blößen zu bekritteln, mehr aus

Digitized by Google

psychologischem Interesse als aus umgekehrter Nächstenliebe, sondern aus Angst und Eifersucht: die katholische Kirche empfindet peinlich das Wehen neuer Lüfte und wirbt und wirbt um so heftiger; der Protestantismus, wohl wissend, daß er zwar der Zahl nach vorangeht, aber doch wegen seiner wenig geschlossenen Organisation und der Interesselosigkeit vieler seiner Anhänger nicht so viel Positives auf politischem Gebiete erreicht wie die Gegenpartei, ist auch in gereizter Stimmung; zwischen beide schiebt sich der Sozialismus und trägt erst recht sein Teil zur allgemeinen Ungemütlichkeit bei.

„Das ist nun schließlich überall so im lieben Vaterlande, und weiter in der Welt auch nicht anders, fällt aber in Münster doppelt peinlich auf; denn wie man einst Königsberg die Stadt der reinen Vernunft nannte, so konnte, nein, mußte man Münster die Stadt der reinen Gemütlichkeit nennen. Was war das Leben dort früher gemütlich. Nirgendswo lebte man ein gemütlicheres Familienleben; nirgendswo, wie zu Münster unter dem Bogen, gab es ein gemütlicheres, für die jüngere Welt mit allerlei zärtlichem Beiwerk verbundenes Bummeln; nirgendswo saß man mit solcher von keinem Gedanken an das Geschäft und den Beruf getrübten Gemütlichkeit im Wirtshause; nirgendswo ging man so oft langsamen Schrittes bis zum nächsten Kaffeehause vor dem Tore, wo es einen so herrlichen Kaffee, so prächtigen Korinthenstuten, so leckere Stippmilch und so deftige Schinkenbutterbrote gab.

„Ja selbst das kirchliche Leben entbehrte nicht der gemütlichen Züge; es war zu sehr mit dem Volkstum verwachsen, um nicht ein gutes Stück irdische Sinnlichkeit daraus abzubekommen. Bei ihren fröhlichsten Spielen sangen die Kinder auf der Straße einen gereimten Katechismus und bettelten

Digitized by Google

sich von jedem Vorübergehenden das Geld zur Lambertifeier zusammen, so daß selbst der Protestant lächelnd seinen Groschen in die ausgestreckte Kinderhand legte und so sein Teil dazu beitrug, daß Sünte Lambert abends gehörig geehrt werden konnte.

„Da war die schöne Maiandacht! Niemals würde eine andere Kirche daran gedacht haben, eine so herrliche Einrichtung wie den Abendgottesdienst im Wonnemonat Mai einzuführen, die es dem Jüngling gestattet, sein herzallerliebstes Wichtchen, das Nettken oder Settken oder Ziesken oder Marielibbettken allabendlich zu treffen, und das Wicht, mystisch erschüttert von der Andacht, ließ sich dann von ihrem Jänsken oder Fränzken oder Dölfken oder Jandebärndken auf der Kreuzschanze oder vor der Süntillgenporte oder im Schloßgarten um so lieber küssen und drücken, denn was der Mensch haben muß, das muß er haben.

„Und welche Feste waren die Prozessionen, vor allem die große Prozession; das dicke Drüksken hatte dann so schöne Gelegenheit, sich darüber zu freuen, daß sein weißes Kleidchen doppelt so fein war als das von Kötters Thresken, und Natz Kleinböhmer, der Bäcker, ließ es auf eine Handvoll harter Taler nicht ankommen, um sein Haus so herrlich auszustaffieren, daß sein lieber Freund und Nachbar, der Schmied Tüns Tüntelpott, sich ungesund ärgerte, weil die ganze Prozession mitsamt dem Bischof und dem Domkapitel keinen Blick auf sein Haus getan hatte.

„Aber alle mit dem kirchlichen Leben verknüpften weltlichen Freuden übertraf doch das Fastnachtsfest. Damals, als jedweder jeden kannte und jedweder mit jedem in irgendeinem nahen oder entfernten Grade verwandt oder verschwägert oder

Digitized by Google

IV



Die Mutter des Dichters, Kulm 1867.
(Auf dem Schoße der kleine Hermann.)

Digitized by Google

Digitized by Google

intim befreundet oder noch intimer verfeindet war, da war Fastnacht noch etwas; heute aber, wo man von zehn Menschen kaum einen beim Namen kennt, ist das Beste davon fort, und wenn nicht die Fastnachtsspiele im Zoologischen Garten dem Karneval Jahr für Jahr sein echt münstersches Gepräge gäben, dann wäre es heute nur noch eine dreitägige Massenalkoholisierung, wie sie schließlich ebensogut an anderen Orten bei Schützenfesten passiert.

„Die Fastnachtsspiele der Zoologischen Abendgesellschaft aber bringen immer noch recht münsterschen Humor in das Fest, und wie seit zwanzig Jahren, so ist auch heute noch der große Saal immer voll von frohen Menschen aller Volksklassen, und mag das Stück, das Natzohme oder, wie er im bürgerlichen Leben heißt, Ely Marcus, seines Zeichens ‚Schuhwarenhausbesitzer und Poet dazu‘, verfaßte, so oder so heißen, und mag auch des Dichters meist harmlose, oft aber auch ein bißchen bissige Satire dies oder das verspotten, das Stück zieht Abend für Abend.

„Wenn auch der Mann, auf dessen Veranlassung diese Fastnachtsstücke entstanden, Hermann Landois, dessen ganzes Dasein ein Kampf gegen die Verdünnung der münsterschen Luft war, nicht mehr am Leben ist, sein Geist wirkt auch heute noch der Verflachung des Münsteranertums entgegen, und alle Jahre um Fastnacht erscheint er wieder und durchdringt Münsters ganzes Leben.

„Wer einmal eine Fastnachtsvorstellung in dem bunt und schnurrig aufgeputzten Saale des Zoologischen Gartens miterlebte, wer einmal die tollen allgemeinen Lieder mitsang, einmal altmünstersches Leben auf der Bühne sich abspielen sah, der ist zum Verständnis für die Art der Lebensführung

Digitized by Google

gekommen, wie sie einst allgemein Münster beherrschte, um sich jetzt langsam auf immer kleinere Volksbestandteile zurückzuziehen, deren Mitglieder, unfähig, sich der modernen Zeit anzupassen, langsam oder schneller samt allem, was münsterisch ist, zugrunde gehen.

„Manches davon muß verschwinden, weil es veraltet und überlebt ist; aber mit ihm vergeht vieles, das schön und erhaltenswert ist, und selbst in dem Verbrauchten und Unzeitgemäßen steckt ein Teil von der Macht, die dem ganzen Leben den Zug einheitlicher Kultur verlieh; der Drubbel, dieser seltsame Häuserblock, ist gewiß ein großes Hindernis für den Verkehr, aber fällt er, so fällt vielerlei mit ihm, vor allem der Sinn für die farbige Wirkung der alten Namen und für die plastische Sprache vergangener Tage, und an seine Stelle tritt der banale Geist des bureaukratischen Schematismus und suchet, was er verschlingen könne.

„Alte, liebe, krause, schnörkelige Straßennamen, wie Tasche und Katthagen und Brink und Krummer Timpen, erregen dann mißfälliges Nasenrümpfen und werden nach der Schablone umgetauft; die vorspringenden Geschosse der Häuser entsprechen den stadtbauamtlichen Anschauungen nicht mehr und müssen zurück in Reih' und Glied; so geht ein Stück münsterschen Lebens, ein Teil münsterscher Luft nach dem andern fort, Münster wird eine Stadt wie jede andere, in der die alten Kirchen und Adelshöfe ebenso anachronistisch und unorganisch wirken, wie es heute die lächerlich hohe und dünne Mariensäule, deren fabrikschornsteinartige Gestalt die wuchtige Dachlinie der Ludgerikirche so rücksichtslos überschneidet, heute schon tut. . . . Aber der Sinn für das Deftige und Einfache schwindet auch in Münster immer mehr; man sieht es an der

Digitized by Google

Jugend. Vor zwanzig Jahren vermied der münstersche Gymnasiast ängstlich alles, was an Kommiseleganz erinnerte; der grüne Jagdhut, der derbe Eichenstock dünkten ihm nach dem Spruche: „Feine Kerls brauchen keine feinen Sachen“ standesgemäß. Heute trägt er den schwarzen Geschäftshelm, den Kragen mit Rückantwort und das bleistiftdünne Flanierhölzchen, als wäre er ein angehender Börsianer; er ist nicht mehr so vierschrötig und setzt nicht mehr allen Ehrgeiz auf die unregelmäßigen griechischen Verba, er hat Formen bekommen, kann Tennis spielen und flirten, verkehrt im Café und in der Konditorei, von Altbier wird ihm schlecht, die lange Pfeife erscheint ihm pöbelhaft, was ein Töttchen ist, weiß er nicht, und den Glauben an das Dasein des Wurstebrötchens hat er längst eingebüßt.

„Der Jugend gehört die Welt, und darum wird die Welt so, wie die Jugend es wünscht, und da Münster seit einiger Zeit auch in der Welt liegt, so wird auch Münster so. Schon weiß die hübsche junge Wirtin in der altbekanntesten Altbierwirtschaft nicht mehr, was ein Bennätzken ist; schon gibt es in Münster Menschen, die noch niemals Stockfisch und Buchweizenstruwen aßen; eine Wallhecke nach der anderen fällt unter der Axt, durch die stille Heide geht der Kanal, und wo einst Doktor Longinus noch allerlei Tierzeug für das Museum jagte, da siedelt jetzt polnisches Volk.

„Ach ja, es wird alles anders oder ward es schon. An Stelle der alten Kaffeehäuser aus Fachwerk treten prunkvolle steinerne Restaurants mit zwei Stockwerken, kein Mensch mag mehr Knabbeln, Studenten mit geflickten Hosen gibt es nicht mehr, sechzehnjährige Mädchen kriegen schon Heiratsgedanken, spricht man ihnen von Liebe, aus Adelshöfen wurden Bierbrauereien

Digitized by Google

und stilvolle Weinstuben, die Verkäuferin im Laden fragt: ‚Sie wünßchen?‘ anstatt des alten, trauten: ‚'s chefällig?‘, das schöne Tanzlied ‚Hopp Marjänken‘ sank in des Vergessens Nacht, kein Dienstwicht mag mehr Holsken tragen, schlechter Kognak ersetzt den guten alten Klaren, im Zoologischen Garten fügen sich selbst die Tiere dem Reglement und brüten dort, wo es die Direktion befiehlt, und selbst die Aeppeltiewen unter dem Bogen zwingen sich zu einer gewissen Freundlichkeit gegen ihre Abnehmer.

„So schwindet dies, so schwindet das und weicht vor der neuen Zeit, die langsam, aber sicher aufräumt mit der Münsterschen Luft.“

Man darf bei der Beurteilung dieses Aufsatzes, wie oben angedeutet, nicht die Schwierigkeiten und Wirrungen vergessen, die Löns zuletzt in Münster durchzumachen hatte. Persönliche Verbitterungen brachten es mit sich, daß er bei späteren Besuchen in Münster nicht mehr recht warm wurde und daß er das Neue und Fremde um so stärker und sarkastischer fühlte.

4

Am 18. August 1886 bestand Hermann Löns sein Abitur. Er hat also noch zwei Jahre in der Oberprima gesessen. Das kann bei seiner Begabung auffallend erscheinen. Doch ist zu berücksichtigen, daß er bei seinem Weggange von Deutsch-Krone nur schwach nach Oberprima versetzt war und daß das Einleben in ein anderes Gymnasium selbst guten Schülern Schwierigkeiten zu schaffen und die Leistungen zurückzudrücken pflegt; dazu kam, daß seinerzeit am Paulinum offen-

Digitized by Google

bar recht hohe Anforderungen gestellt wurden. Das Abiturientenzeugnis nennt sein Betragen „sehr gut“, seinen Fleiß „gut“; seine Kenntnisse und Fertigkeiten werden von oben bis unten mit „genügend“ bewertet, mit Ausnahme des Deutschen, wo er das Prädikat „gut“ bekam. Sein Prüfungsaufsatz erhielt „für die einfache und klare Anordnung, die geschickte Behandlung, die Wahl der Beispiele und die verhältnismäßig gewandte Darstellung“ ein „gut“; „die Schulleistungen im Deutschen waren ebenfalls durchweg gut; in der deutschen Literatur zeigte der Abiturient erfreuliche Kenntnisse.“ Er gab an, in Greifswald Medizin studieren zu wollen.

Doch war er im ersten Semester bei der philosophischen Fakultät der derzeitigen Münsterschen Akademie immatrikuliert, die damals nur eine katholisch-theologische und philosophische Fakultät umfaßte. Am liebsten hätte er die reinen Naturwissenschaften studiert. Da diese als Brotberuf keine Aussicht boten und der Vater nicht in der Lage war, ihn vielleicht lange Jahre als Privatdozenten zu unterhalten, wurde ihm die Wahl zwischen dem philologischen und medizinischen Studium gelassen. Hermann wählte das medizinische, wobei er in den ersten Semestern seinen naturwissenschaftlichen Neigungen in etwa Genüge tun konnte, nicht zuletzt aus dem Grunde, um in einer andern Stadt, fern dem Elternhause, das Studentenleben nach seinen Wünschen führen zu können.

In Deutsch-Krone hatte er Maler werden wollen, und noch im Mannesalter bedauerte er es aus diesem Grunde oft genug, nicht in einer größeren Stadt aufgewachsen zu sein, wo er sein Zeichentalent besser hätte ausbilden können. Es offenbart sich dasselbe Schwanken zwischen zwei Neigungen wie bei Goethe und Keller, Anzengruber und Raabe, bei

Digitized by Google

Wilhelm Busch und so manchem anderen. Die Liebe zur bildenden Kunst zeigt sich durch sein ganzes Leben. Seine engsten Freunde waren bildende Künstler, seine zweite Gattin die Tochter eines Malers; die Kunstkritiken für seine Zeitungen schrieb er durchweg selbst in eigenwilliger, gediegener Art; sich selbst porträtiert er im „Zweiten Gesicht“ unter der Maske eines Malers. Seine außerordentliche Verehrung genoß der ihm wesens- und stammesverwandte Wilhelm Busch. Löns' zahllose Zeichnungen mit Buntstift und Feder, die er, versehen mit launigen Versen Buschscher Art, auf Postkarten zu versenden pflegte, und von denen Traugott Pilf einen Bruchteil in den „Eulenspiegeleien“ veröffentlicht hat, haben ihr Vorbild bei Busch. Wie sehr er diesen niedersächsischen Landsmann schätzte, zeigte neben einer Abhandlung, die er bei dessen Tode (1908) schrieb, ein Brief, der zugleich die ganze ungebrochene Begeisterungsfähigkeit des prächtigen Menschen Löns offenbart. „Donnerja, Mensch, ich beneide Dich. Seit Jahren ist es mein höchster Wunsch, mit Wilhelm Busch zusammenzukommen. . . . Kannst Du mir seine Adresse nicht geben? . . . Du, weißt Du, den Busch schätze ich ungemein. Unsere ganze Bande, die Maler, verehren ihn sehr hoch, stellen ihn neben Goethe. Ich auch. Hier geht die Sage, er ekle sich selber vor seinen Werken. Das wäre schade, denn was der Mann, abgesehen von dem malerischen und künstlerischen Wert seiner Werke, für die Stärkung des Deutschtums, des Reichsgedankens und des Stammesbewußtseins getan hat, das ist sehr dankenswert. Ich wurde, als ich heute mittag die Busch-Stelle Deines Briefes vorlas, mit neidischen Augen angesehen, daß ich einen Freund hatte, der mit Busch zusammen war. . . .“

Digitized by Google

Malerische Auffassung ist in seinem Schrifttum überall gegenwärtig; vor allem in der anschaulichen Verwendung von Farbmalereien kann er sich nicht genug tun, überschreitet er manchmal selbst das Maß. Diese Manier ist schon lebendig in der Jugendlyrik, sprüht im „Goldenen Buche" in leuchtenden Kontrasten und flutenden Lichtern, glüht in allen seinen Werken in Vers und Prosa bis in seine letzten Tagebuchblätter hinein.

So schildert er schillernd die See:

Braune Kormorane flogen
Mächtig klafternd vor uns her,
Silberweiße Möwen zogen
Über sonnenhelles Meer,
Häringsbänke, silberblank
Unter grünen Wellen,
Auf dem Decke lauter Sang
Narbiger Gesellen.

„Auf dem Greifswalder Bodden", Junglaub, Seite 7.

So holt er mit Hilfe seiner Palette farbensicher die einsame Blöße im Walde heraus:

Die Weidenröschen bedecken
Die Blöße mit Purpurpracht,
Durch rote Tannenstämme
Die goldene Sonne lacht.

„Mein goldenes Buch", Seite 58.

So malt er mit wirkungsvollem, sparsamem Pinsel die Gewitternacht und den schwülen Sommertag:

Schwefelgelbe Blitze zucken
Durch die tintenschwarze Nacht,

Digitized by Google

Knirschend sich die Kiefern ducken,
Und das Wolkenecho kracht.

Aus dem Gedicht „Ah!“ der Grotemeyerschen Handschrift.

Schneeweiße Wetterköpfe
Lagern am Himmelsrand,
Auf den gemähten Wiesen
Brütet der Sonnenbrand.

„Mein goldenes Buch“, Seite 57.

Es lockt geradezu die Stifte aus dem Köcher.

5

Doch vorläufig sehen wir Löns den widerwilligen Schüler des Äskulap machen. Von Ostern 1887 an ist er Mediziner in Greifswald.

Von jeher zogen westfälische Studenten gern zu der schlichten Stadt am Bodden. Schon um die Jahrhundertwende war Hermanns Urgroßvater Moritz Bachmann zum selben Wissensquell gezogen, und zwei Menschenalter vor Löns hatte der Dichtergenosse Bachmanns, Friedrich Wilhelm Weber, als Student der Medizin vor den gleichen Kathedern gesessen. Zum ersten Male ledig aller beengenden Fesseln, auch der des Elternhauses, stürzte Hermann sich in die Welt des studentischen Lebens, als wäre er noch ein mulus (vgl. das im Anhang abgedruckte Gedicht an die Cimbria). Er trat der Bestimmungsmensuren schlagenden Turnerschaft Cimbria bei, trotzdem er wußte, daß ihm das schwere Kämpfe mit dem Elternhause bringen würde. Löns wurde in Greifswald eine stadtbekannte Erscheinung. „Seine schlanke, bei immer schnellem

Digitized by Google

Schritt elastisch wiegende Gestalt fiel auf durch eine Kleidung, die nach dem damaligen Geschmacke als übermodern galt. Seine Anzüge saßen wie Trikot; den Rock trug er stets zugeknöpft, die Beinkleider schmiegten sich eng an Schenkel und Waden und zeigten sogar die Konturen der Fußgelenke. In der Hand trug er immer einen ziemlich dicken Stock mit Silberknopf, ohne je damit die Erde zu berühren. Die rosafarbene Cimbernmütze gab die hohe Stirn frei und saß auf dem Hinterkopfe. Man sah es ihm an: mit dem ist nicht zu spaßen. Seine Miene war immer ernst, fast ein wenig müde und blasiert. Seine erhebliche geistige Überlegenheit hatte ihn schon früh zum Menschenverächter gemacht. Sein Gesicht lief nach unten spitz zu; ein kurzes, nach oben gedrehtes Schnurrbärtchen unterstrich die Schärfe des Ausdrucks." So schildert ihn einer, der ihn damals genau kannte, sein Leibfuchs Thomas Hübbe, der uns auch noch im Folgenden in seiner anschaulichen Art von ihm erzählen mag.

Da Löns ein leidenschaftlicher Fechter war, das zunächst bestehende Paukverhältnis der Cimbria mit der Landsmannschaft Silesia sich aber zu seinem Bedauern auflöste, so suchte er andauernd Kontrahagen und kam so in den Ruf der Raufbeinigkeit. „Hatte Löns mal wieder gefochten und roch er kilometerweit nach Jodoform, dann ging er mit Vorliebe auf ‚Mädelpürsche', und kein Tanzboden war vor ihm sicher. Da gab es denn immer Eifersüchteleien — also willkommene Gelegenheit zu neuen Kontrahagen. Daß der einmal kein glücklicher Ehemann werden würde, war schon damals leicht zu erkennen. Im allgemeinen galt Löns als ein Sonderling, wenig geeignet, Füchse zu erziehen. Dennoch hat die Cimbria ihm — zu seiner großen Freude — einen Leibfuchs zugestanden,

Digitized by Google

und dem hat er sich denn auch fast ausschließlich gewidmet. Die Greifswalder Bürger haben seinerzeit Kenntnis genommen von dieser Erziehungsmethode. Besonders die Nachtwächter .... konnten ein Lied davon singen. ‚Ja, so sind sie, ja, so sind sie, die Füchse von der Cimbria' — mit diesem Gesang durchtosten Leibbursch und Leibfuchs nachts die Stadt, immer Arm in Arm. Kein Wächter war vor ihnen sicher. Es war bei den Cimbern streng verpönt, Sonnabends nach der offiziellen Kneipe noch ein anderes Lokal aufzusuchen. Aber die Sonnabendnacht soll einer nennen, wo Hermann Löns nicht mit seinem Leibfuchs bei Pramschiefer zu finden gewesen wäre! ‚Was mir an diesem Lokal mißfällt,' sagte er, ‚ist, daß hier Burgfriede herrscht; so viel dumme Gesichter, und doch kann man sich keinen langen.' Aber was ihm an dem Lokal gefiel, das war die Suppe, die sich Königsberger Fleck nannte. In die war er verliebt. Er hegte und pflegte sie mit Essig und Mostrich und hielt seinem Leibfuchs, der das Zeug nicht verknusen konnte, immer von neuem Vortrag über die Vollwertigkeit und Bekömmlichkeit dieses Futters. Der Fuchs mußte essen, bis zur fossilen Versteinerung. Alles, was Löns gefiel, mußte auch sein Leibfuchs genießen. Sogar seine Liebsten suchte er dem Ärmsten anzudrehen, aber das mißlang ihm denn doch, und war doch weiter nichts als wohlgemeinte Kameradschaft."

„Die gewohnte Stunde der Heimkehr war etwa vier Uhr morgens. Dann brachte er immer erst sein Küken, den Fuchs, nach dessen Wohnung (in der Domstraße). Es konnte aber vorkommen, daß der Fuchs, wenn er schon im Nachthemd war, auf einmal unten den Couleurpfiff hörte. Dann öffnete er das Fenster, und von unten rief es herauf: ‚Leibfuchs, runter-

kommen, kontrahieren!‘ Löns hatte also wieder mal einen beim Wickel. Ehe dann der Fuchs sich wieder angezogen hatte und hinunterstürzte, war es aber meist dem Kontrahenten zu langweilig geworden und er war verduftet — und da Löns schon Karte gewechselt hatte, durfte er keinen ‚Nachtusch‘ verüben; sonst hätte er es ihm schon besorgt.“

„So, wie Löns als Greifswalder Student war, ist er — mutatis mutandis — sein Lebelang geblieben: rauhbeinig und rücksichtslos gegen Leute, die ihm zuwider waren; treu und hilfreich bis zur Aufopferung gegen seine Freunde und Kameraden; ein Feind aller Mittelmäßigkeit. Schriftstellerische und dichterische Begabung zeigte und betätigte er auch damals: sogar seine Knittelverse in der Cimbern-Bierzeitung (die er gemeinsam mit seinem Leibfuchs redigierte) verrieten durchaus den Mann, der seine eigenen Wege geht. . . . Alle die feinen Züge, aber erst recht die großen Leitgedanken seines Schaffens — der unbändige Zug zum freien Lande, zum Bauernschlage, ja selbst zu den Bauernmädchen, die ihn alle gern hatten —, alles war schon sein eigen, als er das Greifswalder ‚Rauhbein‘ war.“

Die Universität sah ihn wenig.

Im Sommer 1888 beschäftigte er sich etwas eingehender mit dem Sammeln von Holz- und Bücherläusen; das gab ihm im folgenden Jahre, als er seine hierauf bezüglichen Notizen wiederfand, Anlaß zu einem Aufsatz „Zur Kenntnis der Psocidenfauna Pommerns“ in der Stettiner Entomologischen Zeitschrift.

— Die Bedeutung der Greifswalder Zeit für den dichterischen Werdegang des Studenten wird in einem der folgenden Abschnitte erörtert. —

Digitized by Google

Die Herbstferien 1888 brachten ihm schwere Sorgen. Geldverlegen, wie er immer war, hatte er sich am Ende des Semesters von einem älteren Studenten 25 Mark geliehen mit der ehrenwörtlichen Versicherung, es bis zu einem bestimmten Tage zurückzuzahlen. Als er nach Hause kam, war sein Vater im Begriffe, zu verreisen. Rasend vor Wut über die neuen Schmisse, die eingelaufenen Rechnungen und Mahnungen drehte er seinem Sohne den Rücken, als der ihn anreden wollte. Auch nicht von seiner Mutter, noch von Verwandten oder Freunden, an die er sich wandte, konnte er das Geld auftreiben. So verstrich die Frist, und sein Gläubiger unterbreitete die Angelegenheit der Cimbria. Löns bat in Briefen an ihn, die von Sorge und seelischen Qualen sprechen, den Schritt rückgängig zu machen. Schließlich trieb er das Geld auf und schickte es zurück. Da stellte es sich heraus, daß sein Vater bereits stillschweigend, als er nach seiner Rückkehr von der Angelegenheit gehört, die Schuld beglichen hatte. Aber junge Studenten pflegen, wenn es sich um die Ehre ihrer Farben handelt, rücksichtslos zu sein; der Cimbernkonvent sah nur das uneingelöste Ehrenwort und verhängte, trotzdem Vater Löns in einem Briefe an die Verbindung warm für seinen Sohn eintrat, um Milde bat und die ganze Sachlage auseinandersetzte, aus der sich für Hermann die „faktische Unmöglichkeit", sein Wort einzulösen, ergäbe, über Hermann Löns die exclusio c. i. Auf die Nachricht von seiner Ausschließung schrieb er in aufsteigender Verbitterung mit hastigen Schriftzügen auf einer Postkarte an die Cimbern: „Gelesen, gelacht! Kennen Sie studentischen Komment? Meuchelmörder! L . . s." Eines Nachmittags fand ihn seine Schwester vor dem Ofen sitzend, sein großes Album mit den

Digitized by Google

Photographien seiner Greifswalder Kommilitonen auf den Knien. Er nahm ein Bild nach dem andern heraus, zerriß es und warf es ins Feuer.

Bei der ganzen Begeisterung für die Cimbria und bei der Leidenschaftlichkeit, mit der Löns am Burschenleben hing, war es ein schwerer Schlag für ihn. Es gab Stunden noch nach Jahren, wo er die Ausschließung als einen Makel empfand und darunter litt. Im Jahre 1913 wurde das Verfahren gegen ihn überprüft und die exclusio zurückgenommen, zu seiner großen Genugtuung, wie aus manchem Briefe jener Zeit hervorgeht. — Infolge der Verweisung aus der Cimbria war es für ihn unmöglich, nach Greifswald zurückzukehren; so ging er — es war schon November geworden — nach Göttingen. Er hatte dem Vater versprochen, ernstlich auf das Physikum hinzuarbeiten. Aber er verlebte das Semester in Saus und Braus; in die Universitätslisten war er überhaupt nicht eingetragen. Am 4. November sprang er bei der Verdensia als Fuchs ein und focht bereits am 10. auf die Waffen dieser Landsmannschaft, die sich aber schon bald auf Anordnung des Rechtspflegeausschusses der Georgia Augusta und wegen Mangels an Mitgliedern auflösen mußte. Ohne Physikum kehrte er nach Münster zurück; die Folge war ein schweres Zerwürfnis mit dem Vater, so daß er längere Zeit bei seinem Freunde Apffelstaedt und dessen Mutter Unterkunft suchte.

6

Die drei folgenden Semester, von Ostern 1889 bis Herbst 1890, war er an der Akademie in Münster eingeschrieben. Die

Digitized by Google

Immatrikulationslisten bezeichnen ihn als „math“. Durch Vermittlung der Mutter war es ihm also wohl geglückt, beim Vater die Erlaubnis durchzusetzen, nach seiner alten Neigung die Naturwissenschaften zu studieren. Vielleicht wollte er durch die Verbindung der Naturwissenschaften mit der Mathematik sich die Möglichkeit offen halten, eine Anstellung an einer höheren Schule zu finden. Sein nächstes Ziel war die Doktorpromotion. Er dachte zuweilen daran, sich dann eine Stelle an irgendeiner zoologischen Station der Kolonien oder als Kustos an einem Museum zu suchen. Seine Doktorarbeit hatte er fertiggestellt, sie kam ihm aber auf der Fahrt nach oder von Kaiserslautern mit seinem Gepäck auf dem Heidelberger Bahnhof abhanden.

An der Akademie wirkte als außerordentlicher Professor der Zoologie Hermann Landois, als Privatdozent und vorher als Assistent Landois' Fritz Westhoff; von diesen beiden und ihrem Verhältnis zu Löns wird noch unten die Rede sein.

Die Botanik vertrat der ordentl. Professor Karsch, ein außerordentlich vielseitiger Gelehrter. Er besaß die venia legendi für Chemie, Mineralogie, Botanik und Zoologie, war außerdem noch praktischer Arzt und Medizinalrat, ein tüchtiger Geschichtskenner und Übersetzer des Aristophanes.

Der heute rühmlich genannte Physiker Hittorf kämpfte um die Anerkennung seiner X-Strahlen.

Die einzelnen Sektionen des Westfäl. Provinzialvereins für Wissenschaft und Kunst bildeten die Sammelbecken für alle naturwissenschaftlichen Interessenten. Neben den Männern von der Zunft nennen die Sitzungsberichte als vollwertige Mitglieder solcher Sitzungen Kaufleute, Bureaubeamte, Handwerker, die als eifrige Sammler und Beobachter

Digitized by Google

die Arbeit der Berufenen unterstützten. An diesen Sitzungen nahm Hermann Löns fleißig teil.

In Münster waren des Pennälers bisherige Naturforschungen auf eigene Faust in systematische Bahnen gebracht. Lebrecht Treu nennt sich als denjenigen, welcher Löns in die Systematik der Gastropoden (Schnecken)-Fauna einweihte. Löns selbst erwähnt neben seinen akademischen Lehrern den Kreiswundarzt Vormann als den, dem er „für Anleitung und Belehrung“ zu Dank verpflichtet wäre; er ehrte ihn durch die Dedikation einer prachtvollen Schneckenform, des Arion subfuscus forma Vormanni, m. — So konnte er der Wissenschaft bald Dienste leisten. Schon in der Sitzung der Zoologischen Sektion vom 22. Juli 1885 machte Professor Landois die Mitteilung einer vom Primaner „Löhns“ (!) für Münster neu entdeckten Schneckenart, der Aceka Menkeana. Neben den Weichtieren widmete Löns vorzugsweise den Psociden oder Holzläusen, auf die er durch H. J. Kolbe, den Verfasser der „Monographie der deutschen Psociden“, hingelenkt wurde, seine forschende Aufmerksamkeit. Auf täglichen Wanderungen mit guten Bekannten, dem Maler Grotemeyer, dem Bildhauer Allard, mit A. Reeker und anderen brachte er Belege und Nachweise heim. Sein steter Begleiter war ein grauleinener Regenschirm, in den er von Baum und Busch sein Forschungsgut schüttelte. Nach einer Reihe von kleineren Vorarbeiten (siehe Anhang!) aus den Jahren 1888—90 legte er in den Malakozontischen Blättern 1891, N. F. XI, 121 ff. „die Gastropodenfauna des Münsterlandes“ nieder, deren bis dahin bekannt gewordenen Stand er zu veröffentlichen für angebracht hielt, weil er glaubte, „daß das Münsterland durch das Verschwinden der Wallhecken und den Bau des Rhein-

Digitized by Google

Ems-Weser-Kanals viel von seinem eigentümlichen Charakter verlieren" würde. Den äußerlichen Abschluß seiner naturwissenschaftlichen Tätigkeit in Münster bildet die in den Jahresbericht des Westfälischen Provinzialvereins für Kunst und Wissenschaft 1894 S. 81 ff. veröffentlichte „Molluskenfauna Westfalens". Löns' naturwissenschaftliche Arbeiten zeichnen sich aus durch Sachlichkeit, Klarheit und Gründlichkeit, durch fleißigstes Zusammentragen und strengkritisches Verwerten der Einzelliteratur, durch eine treffende, durchsichtige Sprache und durch den bescheidenen Ton. Eduard von Martens, einer der bedeutendsten Malakozoologen, rühmt die Molluskenfauna des Münsterlandes als das Muster einer Lokalfauna. Humorvoll erzählt Löns über die Nacktschnecken und seine Forscherarbeit in dem Schwankbuch „Der zweckmäßige Meyer":

„Die Nacktschnecken haben mir zwei Jahre schweren Kummers erspart, zwei verregnete Sommer, in denen es wenig Käfer und gar keine Schmetterlinge gab, und da ich nicht Skat spiele, wäre ich übel daran gewesen, hätte es keine Nacktschnecken gegeben, denn in Ermangelung von etwas Besserem warf ich mich sozusagen auf sie, wurde ein bedeutender Malakozoologe, machte mehrere hübsche Entdeckungen und bin diesen guten Tieren deshalb auf Lebenszeit sehr verpflichtet...."

„Drei Jahre habe ich dieses unzuverlässige Gesindel gezüchtet, unter roten, blauen, gelben, grünen, weißen und schwarzen Glasscheiben, es mit reiner Pflanzen-, Tier-, Pilz- und gemischter Kost gefüttert, es kalt und warm und heiß gehalten, es überernährt und hungern lassen, und nicht herausbekommen, warum die Jungen bald so, bald so gefärbt sind, und wenn nicht unsere neue Magd in ihrer kindlichen Einfalt

Digitized by Google

Acta d. Prov.-Museums.

ad. I. vol. 5. n. 296.

pr. 20/6. 1882.
C.

Verzeichniß

der

von mir in der Umgegend von Dt. Krone

beobachteten

Vögel.

Dt. Krone im Juni 1882.

H. Löns,

Schüler der Ober-Secunde.

Titelblatt der Vogelfauna von Deutsch-Krone.

(Nach der Handschrift im Besitze des Danziger Provinzialmuseums.)

Digitized by Google

Digitized by Google

eines Tages alle Zuchtkästen ein wenig geöffnet hätte, „damit die Tiere Luft kriegen“, wie sie sagte, so züchtete ich wahrscheinlich heute noch Wegeschnecken, ohne dem Gesetze der Farbengesetzlosigkeit der Jugendform dieses Schneckenchamäleons wahrscheinlich auch nur um einen Schritt näher gekommen zu sein als an jenem Tage des Grauens, da nicht nur meine Zuchtkammer, nicht nur mein Arbeitszimmer, nicht nur meine ganze elterliche Wohnung in der Johanniter Commende, sondern das gesamte Haus von jungen Arions wimmelte und ich allen Menschen alles andere eher als ein Wohlgefallen war.“

Auch seine Holzläuseforschungen waren nicht ohne Erfolg. Er entdeckte einige neue, beziehungsweise seltene Arten, so die Caecilia rubra und das einzige bisher gefundene geflügelte Weibchen der Kolbia quisquiliarum Bertkau sowie das zweite Stück Pseudopserus Rostocki Kolbe. Die Pterodela quercus war so lange als äußerst selten bekannt, bis er die Erfindung machte, sie zu züchten. Er mag in seiner schalkhaften Weise das Nähere über diese gelehrten Dinge selbst berichten:

„... Da ist der Neopsocus, die Bertkauia und die Cäcilia, Psociden, von denen wir die Männchen nicht kennen, und die Kolbia, deren Männchen Flügel haben, während die Weibchen, wahrscheinlich aus Mangel an Nadelgeld, es dazu nicht bringen und noch als Mütter im Backfischröckchen, von den Entomologen Nymphentracht genannt, zum Skandal der Leute herumlaufen. Einmal ist allerdings auch ein geflügeltes Weibchen der Kolbia gefunden, und daß in dem Busch bei Münster, wo es erbeutet wurde, noch kein Denkmal steht, und daß der Entdecker nicht einen hohen Orden bekam, das verdrießt mich

Digitized by Google

über alle Maßen, denn der Mann, dem dieser welterschütternde Fund glückte, das war niemand anders als ich. Meine Freunde behaupten zwar, ich hätte die Natur bestochen, daß sie mir dieses eine Exemplar, das ein Kabinettstück des königlichen zoologischen Museums in Berlin bildet, eigens anfertigen ließ. Das ist aber nackte Verleumdung, denn so gut stehe ich mit der Natur nun doch nicht.

„Allerdings, einige Geheimnisse habe ich ihr doch abgelauscht; ich kann nämlich Psociden herstellen, und zwar lebendige Psociden. Als Professor H. J. Kolbe in meiner Sammlung die von ihm neu beschriebene Pterodela quercus in vielen Stücken fand, war er sehr erschüttert und fragte: ‚Woher haben Sie die?‘ Aber das Gesicht, das er machte, als ich antwortete: ‚Mach' ich selber!‘ das können Sie sich denken. Ich habe es ihm vorgemacht. Ich knickte an einer Wallhecke frische Eichenzweige ein, so daß das Laub grün trocken wurde, und einige Wochen nachher war das seltene Tier zu Tausenden darauf zu finden, denn gewisse Pilze oder Algen, die auf grüntrockenem Eichenlaube leben und von denen es sich nährt, die es aber sonst selten findet, waren massenhaft da und erlaubten es ihm, sich bis an die Barrieren der Unmöglichkeit zu vermehren.

„Das ist natürlich ein großer Erfolg, aber so stolz, wie auf mein geflügeltes Kolbiaweibchen, bin ich doch nicht darauf, denn damit bewies ich die von mir aufgestellte Theorie, daß die ungeflügelten Kolbiaweibchen nur deswegen keine Flügel haben, weil sie bei uns in schlechten Verhältnissen leben und vor Haushaltungssorgen nicht an die Vervollständigung ihrer Garderobe denken können. Als ich diese Theorie aufstellte, wurde ich ausgelacht. Da war die Natur so gütig,

Digitized by Google

mir ein geflügeltes Weibchen herzustellen, ich trat die demonstratio ad bestiam an und stand groß da vor mir und allen Menschen, die in der Psocidologie den Gipfel des menschlichen Wissens sehen. Und das ist mein Trost: ich werde nicht vergessen werden. Noch nach Äonen wird mein Name hell leuchten als der des Entdeckers des einen einzigen geflügelten Kolbiaweibchens! Als ich diese Entdeckung gemacht hatte, zog ich mich aus der Psocidologie zurück. Es war ein guter Abgang. . . ."

An wissenschaftlichen Abhandlungen über die Holzläuse schrieb er, soweit festzustellen war, „Psocidologisches" (Jahresbericht des Westfäl. Provinzialvereins für Wissenschaft und Kunst 1888, S. 75), eine besonders das Münsterland betreffende Ergänzung zu Kolbes Monographie der deutschen Psociden; „Zur Kenntnis der Psocidenfauna Pommerns" (Entomologische Zeitung, hg. v. Stettiner entomologischen Verein 1889 [L], S. 329 ff.), eine Frucht der Sammeltätigkeit aus dem Sommer 1888; „Zur Psocidenfauna Westfalens" (ebenda, 1890 [LI], S. 5 ff.); „Geflügelte Pyrrocoris opterus und ähnliche Erscheinungen bei Psociden" (Entomologische Nachrichten 1890, S. 10 ff.); Albinismus bei Psocus sexpunctatus L (ebenda S. 49 f.); endlich „Holz- und Bücherläuse" (Kosmos 1910, S. 308 ff.).

Was seine Lebens- und Schaffensweise angeht, so erzählt Apffelstaedt darüber, daß sie ihm bereits dazumal rätselhaft erschienen sei. „Der Tag schien bei ihm nicht aus vierundzwanzig Stunden, sondern aus achtundvierzig zu bestehen, so viel wußte er im Verlaufe desselben zu bewerkstelligen. Wenn wir uns um die Vesperzeit zu Hause oder in irgendeiner der billigen gemütlichen Altbierwirtschaften, in denen

Digitized by Google

die Studenten fast ausschließlich verkehrten, trafen, stellte es sich gesprächsweise heraus, wie gut er die Stunden ausgenutzt hatte: In der Frühe eine Exkursion mit Freund Reeker in Wald und Heide, später Entdeckung einer neuen Psocidenart oder dergleichen auf dem Zoologischen Garten, Begegnung mit interessanten neuen Dichtern, Verabredung mit einer Schönen, eigene dichterische Betätigung, Turnübungen (er war ein leidenschaftlicher Turner), Arbeiten beim Institutspräparator, kurz, die intensivste Tätigkeit, die man sich von einem so jungen Studenten nur denken konnte. . . . Löns war kein Stubenhocker, sondern das ganze Jahr hindurch bei jeder Witterung außer dem Hause; am liebsten draußen auf dem Lande, am Herd der Bauern oder bei den Jägern, Anglern oder Naturforschern. . . . Draußen in Wald und Heide war er ganz der ‚Jüngling vom Lande', und wer ihn mit derben Stiefeln und Gamaschen und verblichenem Filzhut, an dem an Stelle der verloren gegangenen Kordel ein dicker Bindfaden einen Eichenzweig oder ein Tannenreis festhielt, in die Stadt kommen sah, der konnte sich mit Recht über die Metamorphose des ‚patenten' Studenten am Stammtisch wundern."

Auf seiner Studierstube in der baumumrauschten Kommende, von deren Wänden den Besucher ein Bildnis Ulrich von Huttens und zahlreiche mit Rötel und Blei gezeichnete Tierskizzen ansahen, hielt er sich nur auf, um sein Tierzeug zu beobachten, seine wissenschaftlichen Aufsätze zu schreiben oder seine Gedichte zu überfeilen.

7

In Münster hatte Löns das Glück gehabt, bald einen Kreis literarisch begeisterter Freunde zu finden; sie gehörten zu-

Digitized by Google

meist der Burschenschaft Frankonia an. Der Mittelpunkt des Kreises war Max Apffelstaedt, der selber dichterisch an die Öffentlichkeit trat. Aus der unmittelbaren Umgebung wurde er wohl der stärkste Anreger des werdenden Dichters. „Es war ein netter Kreis von lieben, hinter allen dunstblauen Idealen herlaufenden Jungens,“ erzählt H. Löns in einer Studie über Peter Hille. „Einige davon sind beim Dichten geblieben, die meisten aber haben, als sie einsahen, daß dabei sehr wenig herauskomme, sich aufs Trachten verlegt und sind dabei gut gefahren, tüchtige Gymnasiallehrer, Fabrikleiter und Leutnants der Reserve geworden. Jung und heißhungrig, wie wir waren, unausgewachsen und unreif an Leib und Seele, verschlangen wir alles, was wir in die Finger bekamen.“ Es herrschte schon seit einigen Jahren in Münster ein lebhaftes literarisches Getriebe. Die beiden Harts hatten erst um 1882 Münster endgültig verlassen, aber ihr Geist und ihre Freunde blieben lebendig in Münster. Die beiden waren die Seele des Westfälischen Vereins für Literatur gewesen. Es war eine Gesellschaft zumeist blutjunger Leute. Ihr erster Vorsitzender war der vertraute Freund Landois', der Intendantursekretär Emil Rade. Ihn lernte Löns bei den Landoisschen Abendgesellschaften kennen. Starkes, aber noch unklares Wollen erfüllte ihre Köpfe. Sie begründeten im Jahre 1877 die Vierteljahrsschrift „Deutsche Dichtung, Organ für Dichtung und Kritik“; als Herausgeber zeichneten der Münsteraner Albert Gierse und Julius Hart. Sie fanden namhafte Mitarbeiter wie Arthur Fitger, Robert Hamerling, Hans Herrig, Paul Lindau, Leopold von Sacher-Masoch, Adolf Wilbrand, Julius Grosse, Joseph Kürschner, Otto Hamann und andere, so daß sie dem dritten und letzten Heft der Zeitschrift auf-

Digitized by Google

druckten: Unter Mitwirkung der ersten Dichter und Schriftsteller Deutschlands und Österreichs. Die jungen Stürmer und Dränger wollten die seichten Salonstücke von der Bühne verjagen, sprachen viel von einer erdfrischen Wirklichkeitsliteratur, deren erstes Wehen sie aus den Werken Björnsons und Kjellands, Turgenjews und Sacher-Masochs streifte; man wollte wieder an den Goethe der Sturm- und Drangzeit anknüpfen; der Hellenismus der Klassiker erschien in ihrem Urteil als eine folgenschwere, „bis auf ihre Tage nachwirkende Verirrung", das Verlassen „einer siegreich eingeschlagenen Bahn". Diese Anschauungen, die dann in den „Kritischen Waffengängen" schärfer umrissen sind, finden wir bei Löns wieder; die münstersche Jugend blieb mit den Harts weiter in Verbindung, und ihre weiteren Veröffentlichungen wurden, nicht am wenigsten von Löns, mit gespanntem Interesse erwartet und verfolgt.

In dieselben Kerbe hieb, nur noch mit hellerem Streitrufe, die von M. G. Conrad am 1. Januar 1885 ins Leben gerufene „Gesellschaft, realistische Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben", wie sie sich nannte, von der ein Leitartikel des Figaro sagte, daß jeder für Literatur schwärmende deutsche Student, wenn er das Gymnasium verlassen habe, ihr eifriger Leser sei. „Gegen die geistige und künstlerische Entdeutschung Deutschlands", gegen „die Franzosenherrschaft im neuen deutschen Reiche" ging der Kampf Conrads und seiner Gefolgsleute ebenso heftig wie gegen die alte versumpfte Kunst. Löns hat den Geist der Zeitschrift in sich aufgenommen und kam mit mehreren Gedichten in ihr zu Worte.

Auf die allgemeine Geistesrichtung des Studenten war nicht ohne Einfluß der erwähnte Hermann Landois. Er war

Digitized by Google

damals der volkstümlichste Mann Münsters, allgemein „der Professer“ genannt. Ihm verdankt Münster den Zoologischen Garten; er war der Begründer der Karnevalistischen Abendgesellschaft, die durch Aufführung volkstümlicher Bühnenstücke für die Kasse des Zoologischen Gartens sorgte. Unter Landois' Namen gingen unter anderm der berühmt gewordene Roman „Frans Essink“ 1884, „Krißbetten und Kaßbetten“ 1885, „Sappholt aus Westfalens Dichterhain“ 1885. Der Charakter dieses sonderbaren derben Mannes, der sich unter seinen Fenstern sein eigen Denkmal setzte, verband „urwüchsigen Humor und ätzende Satire, Rauhbeinigkeit und Gutmütigkeit, Liebe zur Natur und zum einfachen Volke“ mit „musikalischem und poetischem Talente“. Es ist beinahe das Lönssche Wesensbild, das damit vor uns aufsteigt. Über die offensichtliche Verwandtschaft des Wesens hinaus ist die Einwirkung Landois' auf die Zieleinstellung seines Schülers Löns unbedingt greifbar. Leberecht Treu im Löns-Gedenkbuch will sie verneinen, — mit Unrecht. Es ergibt sich mit Deutlichkeit aus den späteren wiederholten Auslassungen Löns' über Landois. Er schrieb über Landois zwei Aufsätze, einen unter der Überschrift „Münsters volkstümlichster Mann“ in Ludwig Schröders: „Aus Westfalen“; einen andern betitelt: „Ein Kranz für Hermann Landois“ in „Niedersachsen“ X. Die wissenschaftliche Tüchtigkeit, die Liebe zur Heimat und zum Volkstum, die Pionierarbeit für die Geltung des Plattdeutschen, die Bekämpfung der verödenden und verflachenden Zentralisation und der schädlichen geistigen Auslandsware, das zielbewußte, bahnbrechende Wirken in diesem Sinne ist es, was er an Landois begeistert rühmt. Es sind dieselben Ziele, die Löns mit stündlich hellerem Korne anvisiert hat.

Digitized by Google

Der Assistent Landois' war lange Jahre Fritz Westhoff gewesen. Mit Löns verbanden ihn gemeinsame Interessen, sie machten manche Sammeltour zusammen durch Heide und Venn, durch Busch und Feld, wie Löns in dem warmherzigen Nachrufe erzählt, mit dem er des allzu früh an einer Blutvergiftung verstorbenen Mannes unter dem Titel „Ein Niedersachse“ gedachte (Niedersachsen IX). Nicht nur die Naturwissenschaft, auch die Liebe zur Heimat und Dichtkunst brachte sie einander näher. Westhoff, unter dem Namen Longinus als Verfasser des „Führers durch das Münsterland“ bekannt, war der geistige Vater der volkstümlichen münsterischen Bühnenstücke. Seine Gedichte, deren auch Löns Erwähnung tut, wurden nach seinem Tode von Freunden herausgegeben; sie stehen stark im Banne der Kunst Annettens, die er hoch verehrte, und erweisen ihn als feinsinnigen Naturschilderer und gewandten Balladendichter. In ihm fand Löns eine gleichgesinnte Seele.

Von jeher durchleuchtete das Sicheinsfühlen mit der Natur, „dies kostbare Erbtum münsterländischen Geistes“, die münsterländische Literatur, auch in ihren schlichten, unscheinbaren Blüten. Seine herrlichste Offenbarung hatte es schließlich in Annette von Droste gefunden.

In diesen Boden wurde die hungernde Pflanze Lönsschen Wesens versetzt. Wie mußte die Welt der Droste es gefangen nehmen! „Mein Herz war bei Annette,“ heißt es von der münsterischen Zeit in seiner Selbstbiographie.

Gleich Annette hatte er die unheimliche, bis zur Halluzination gehende Deutlichkeit der Gesichte — sie erreichte bei ihm später einen solchen Grad, daß die Gestalten seiner Phantasie ihn peinigend verfolgten, des

Digitized by Google

Nachts am Bettrande sitzend ihn anglotzten und ihn an den Schreibtisch stießen; sein Kriegstagebuch erwähnt öfters durch Strapazen hervorgerufene Halluzinationen; — mit Annette besaß er die minutiöse Schärfe der Sinne, daß er den Lindenschwärmer über sich im Laube sägen hörte, mit ihr die Greifbarkeit und Grobkörnigkeit des brieflichen Ausdruckes, mit ihr die Überempfindlichkeit des Körpers, der von der Seelenglut sich zu verbrennen schien, gleich ihr die Vorliebe, die Erscheinungen der Natur zu vermenschlichen, wie bei ihr waren die Hauptquellen seines künstlerischen Schaffens Natur, Heimaterde und geschichtliches Empfinden.

Spuren Annettens sind in seinen Jugendliedern ab und zu wiederzufinden. In sinniger Weise brachte er ihr seine Huldigung dar. Eine von ihm neu entdeckte Schneckenform, die er im Graben von Haus Vögeding fand, benannte er nach ihr Planorbis Drostei. „Ich nenne diese Form Drostei nach der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, durch deren Andenken das dem Haus Vögeding benachbarte Rüschhaus geheiligt ist.“ (Gastropodenfauna des Münsterlandes S. 152.)

In einem Atem mit Annette erwähnt er Detlev von Liliencron. Beide standen auch bei dem jungen Deutschland in höchstem Ansehen. So stellt sie Otto Julius Bierbaum in einem Aufsatz in der „Gesellschaft“ beide nebeneinander und singt begeistert ihr Lob. Was insbesondere Löns zu Liliencron hinzog, ist leicht zu erraten; der Natur- und Tierschilderer, der Bauernfreund, der Heidegänger, der Jäger mußten ihn fesseln. Liliencrons unausrottbare Freude am natürlichen Dasein, an den Abenteuern der Liebe und des Soldatentums mußte er lieben, mit Genugtuung feststellen, wie der bei aller Liebe zur Heimat und zum Alten jedem Engsinn feindliche Haudegen

Digitized by Google

aus echter, ungekünstelter Erkenntnis gegen die philiströse Erbärmlichkeit des Alltagstreibens, gegen die soziale und moralische Heuchelei, gegen die feige Bekrittelung aller starken Triebe die blanke Klinge führte. Der Einfluß dieses Mannes ist in den Lönsschen Jugendgedichten öfters greifbar. Der „Vorfrühling an der Ostsee“ ist streckenweise ganz Liliencron.

Vorfrühling an der Ostsee.

Hellgrüne Felder,
Braungrüne Wälder,
Jubelnder, jauchzender Singdrosselsang,
Erlsträucher blühen,
Strandläufer ziehen
Lockend und trillernd die Dünung entlang.

Mit wunderbaren
Brandroten Haaren
Prangend ein Köpfchen im Arme mir lehnt,
Schneeweiße Stirne,
Blutjunge Dirne,
Sehnsüchtig schwer sich der Busen ihr dehnt.

Fern schimmert Rügen.
In mächtigen Flügen
Klingeln die Wildenten über uns her,
Schneeweiße Möwchen
Und Wolkenschäfchen,
Hellblauer Himmel und tiefblaues Meer.

Digitized by Google

Fröstelt dich, Kleine?
Am Rande vom Haine
Weiß ich ein Wirtshaus, von Pappeln umdrängt,
Mit schelmischem Blicke
Die kornblonde, dicke
Sangschiffers Witwe dort Glühwein verschänkt.

Schatz, einen Halben!
Nicht wie die Schwalben,
Tüchtig geschluckt, daß die Backe dir glüht!
Auf deinen Wangen
Soll Abendrot prangen.
Reichliche Kußernte draus mir erblüht!

Pferdegetrappel.
Unter der Pappel
Hält schon Johann mit dem Rappengespann.
Schatz in den Wagen!
Hannes, nun jagen!
Aber beim Mühlgarten, da halte an.

In Pelzverstecke,
Kopftuch und Decke
Wickle das fuchsrote Püppchen ich ein.
Vogelbeerbäume
Fliegen wie Träume,
Klippklapp der Hufe auf spitzem Gestein.

Vor uns ein Schimmern,
Funkeln und Flimmern,
Rädergerassel und ferne Musik,

Digitized by Google

Leuchtende Fenster,
Rundtanzgespenster,
Brummbaßgerummel und Fiedelgequiek.

Halt! Schatz, nun schnelle,
Horch, die Kapelle
Spielt unsern Leibtanz, die Kreuzpolka, schon,
Wehende Röcke,
Dröhnende Decke,
Trappelnder Tritte takthaltender Ton.

Wirbelndes Fliegen,
Leiberumschmiegen,
Noch einmal rund, und die Polka ist aus.
Schnell in den Wagen!
Hanns, wieder jagen!
Herzliebes Schatzing, gleich sind wir zu Haus.

Auch im „Goldenen Buch“ und im „Kleinen Rosengarten“ klingt es mehr als einmal von Liliencronschen Akkorden, noch in Hermann Löns' letzten Aufzeichnungen, in seinem dichterisch gesehenen und vielfach schon künstlerisch geformten Kriegstagebuch, sieht man trotz seiner durchaus Lönsschen Originalität in der Art der Kleinmalerei eine Verwandtschaft mit den „Adjutantenritten“. Die Vorliebe für die Darstellungsform des humorvollen, selbstsicheren Weltmannes, für den ungezwungenen, edlen Realismus Liliencronscher Prägung mit seinem gewollt nachlässigen Vortrag blieb Löns stets im Blute stecken, offenbart sich in den hochdeutschen Wechselreden des „Letzten Hansbur“, des Romanes „Dahinten in der

Digitized by Google

Heide", des „Zweiten Gesichtes", nur daß der Ton seiner Sprache in dieser Hinsicht Liliencron niemals erreicht, vielmehr leicht in burschikose Schnoddrigkeit und Plattheit verfällt.

Dies war, im allgemeinen charakterisiert, das geistige Klima, in dem das dichterische Talent zur Entfaltung kam.

*

Die Lönssche Jugendlyrik ist uns erhalten in einem Manuskriptband, dem Grotemeyerschen Hefte, das der junge Dichter für seinen Freund, den münsterischen Maler Fritz Grotemeyer anfertigte, damit der es illustriere. Ein Teil hiervon, aber nicht immer die besten und bezeichnendsten Gedichte, sind nach des Dichters Tode im „Junglaub" (Hannover, Gersbach 1919) herausgegeben, offenbar aus anderen handschriftlichen Quellen; weit über die Hälfte war übrigens dem Lönskenner nicht fremd, da sie bereits in Zeitungen und Zeitschriften von Löns veröffentlicht waren. Die wichtigste Quelle der Erkenntnis für die dichterische Entwicklung bleibt das Grotemeyersche Heft, zumal die Entstehungszeit der einzelnen Gedichte mit genauen Daten angegeben ist.

Diese Gedichte zeigen uns den jungen Hermann zunächst abseits von den literarischen Strömungen des Tages sich vor allem an Balladenstoffen versuchen. Auf die „Segelfahrt" von 1884 und den volksliedhaften „Winter" von 1885 folgen noch im Jahre 1885 „Krüzkes Franz", das „Zigeunerliedchen" und der „Rückfall". Das Zigeunerliedchen behandelt in formsicherem, straffem Balladengefüge hergebrachten Stoff. Das Zigeunermotiv nimmt, wohl unter Lenauschem Einfluß, einen breiten Raum in Löns' Schaffen ein, bis ins „Blaue Buch"

Digitized by Google

und den „Kleinen Rosengarten“, selbst bis in den „Werwolf“, gleichwie in den dichterischen Äußerungen seiner nächsten Umgebung und des jungen Deutschland überhaupt. Bei allem Wettern gegen die abgeblühte Romantik konnten die Modernen doch nicht so restlos die Eierschalen der geistigen Vergangenheit abstreifen, daß sie sich ganz von alten romantischen Stoffen freigemacht hätten, nur gaben sie diesen groberen, naturalistischen Schnitt.

Demgegenüber greift der Primaner in „Krüzkes Franz“ mit sicherem Verständnis für das Wirkungsvolle in das münsterische Volksleben.

Krüzkes Franz

„Siehst du den Menschen? so glasig und öde
Starret sein Blick nach den Steinen,
In seinem Angesicht, geistlos und blöde,
Siehst du nie Lachen noch Weinen.

Wie er dahinwankt mit schlotternden Knieen,
Aschgrau die Jammergebärde,
Zitternd die mageren Finger ziehen
Kreuzzeichen über die Erde.

„Krüzkes Franz, Krüzkes Franz!“ necken und höhnen
Heulend und brüllend die Knaben,
„Fränzken, kick hier“ — so hör' ich es tönen,
„Do ligt din Moder begraben!“

Gierig mit scheuen und schüchternen Blicken
Folgt er dem höhnenden Rufen,

Digitized by Google

Aber vergebens versucht er zu drücken
Kreuze auf steinernen Stufen.

— — — — — — — — —

War er ein froher und munterer Knabe,
Als seine Mutter noch lebte,
Seit man sie barg in dem hungrigen Grabe,
Wahnsinn den Geist ihm umwebte.

Als man der Mutter den Grabhügel häufte,
Glaubt' er, vergessen man habe,
Daß man ein Kreuz in die Lehmscholle streifte
Und Ruhe ihr gäbe im Grabe.

Nimmer nun, wähnt' er, könnt' sie entweichen
Jemals des Segfeuers Qualen,
Bis man das leidenerlösende Zeichen
Ihr auf das Grab würde malen.

Sucht er die Stelle, wo sie begraben,
Täglich, und findet sie nimmer,
Aber es blieb, ob auch höhnen die Knaben,
Ihm noch ein rettender Schimmer:

Daß er durch Zufall könne einst finden
Jene verborgene Stelle,
Und ihre Seele vom Orte der Sünde
Aufführ' zur himmlischen Helle.

Darum wühlt er die flüchtigen Zeichen
Hastig in Wege und Gossen,
Seh ich ihn täglich die Straßen durchstreichen
Hoffnungsvoll und unverdrossen."

Digitized by Google

Noch unbeholfen, aber nicht ohne Wirkung zwingt er den neuen Stoff. Schon wird, unabhängig vom Naturalismus, seine Vorliebe für die Unterschicht des Volkes sichtbar.

Einen ähnlichen Stoff behandeln in Prosaform die Athletengeschichte „Jasch“ und „Gubatka met de Kar“ (Deutsch-Kroner Zeitung 1891), die Skizze eines armen Trinkers, der von jung und alt durch die Nachahmung des ihm verhaßten Krähenbalzrufes gequält und stets zur Raserei gebracht wird. Der „Jasch“ fand übrigens von seinen dichterischen Erzeugnissen als erstes den Weg in die Öffentlichkeit, und zwar durch den „Zeitgeist“, die Beilage zum Berliner Tageblatt. Von solchen Skizzen meinte Löns damals (um 1890), sie gelängen ihm immer ganz gut, aber zu einer Novelle oder einem Roman glaubte er es nicht zu bringen.

Allgemein anempfundenen Weltschmerz, wohl noch nicht die ausgesprochen Lönssche Lebensverneinung und Gemütsverdüsterung, die doch schon bald ihr schwarzes Haupt zu erheben beginnen, zeigt der „Rückfall“ (1885; abgedruckt Hellweg II, S. 191).

Von den Gedichten des Jahres 1886 verdienen die erwähnten „Heimatklänge“ hervorgehoben zu werden. Es ist ein ausgereiftes Gedicht, das in vollklingenden, abgerundeten Strophen die in der Erinnerung sich drängenden Schönheiten der westpreußischen Heimat nachgestaltend meistert. Es ähnelt Annettens Einleitungsversen zur „Schlacht im Lohner Bruch“. Dort wie hier dasselbe Versmaß, dieselbe zarte Färbung, die gleiche Heimwehstimmung. Die gleiche Tönung zeigt der „Nubbenberg bei Münster“ (1886), ursprünglich „Am Galgenberg“ betitelt. Stofflich angeregt scheint er vom „Rabenhügel“ und der „Erscheinung auf dem Winnfelde“, Ge-

Digitized by Google



Löns als Fuchs der Cimbria in Greifswald. S./S. 1887.
(Nach einem Gruppenbild auf der Cimbernkneipe.)

Digitized by Google

Digitized by Google

dichten seines Urgroßvaters Bachmann in der „Arminia“, die im elterlichen Bücherschranke stand. Es ist eine Vereinigung der Gedanken beider Gedichte:

Die Erscheinung auf dem Winnfelde.

(Auszugsweise.)

„Ich hatte rüstig Feld und Wald durchstreift,
. . . .
Ein Hügel lud den Müden ein zur Rast;
Es wölbte drüber sich zum Baldachin
Weit einer altersgrauen Eiche Ast.

Da lagert' ich mich hin, ins weiche Grüne,
Von duft'gem, wildem Thymian umblüht,
Und vor mir lag das Feld wie eine Bühne.

Es war die Stunde, wo sich das Gemüt
So gerne wiegt in Ahnungen und Träumen,
Wenn rötlich bald des Tages Glanz verglüht.

Die Sonne schmückte schon mit goldnen Säumen
Die Wölkchen, neigend sich zum Untergehn,
Und Abendlüfte rauschten in den Bäumen.

Ich fühlte heil'ge Schauer mich umwehn,
Und sah manch Bild der Vorzeit, wie in trüber
Beleuchtung schwimmend, vor der Seele stehn....“

Digitized by Google

Der Rabenhügel.

„An einem Hügel der Heide,
Von Paderborn nicht fern,
Da sammeln, in Jubel und Freude,
Sich Raben und Krähen gern.

Die Wallfahrt in ganzen Scharen
Dahin gilt ihnen für Pflicht;
Es stand da vor hundert Jahren
Und später ein Hochgericht.

Sie hörten vom Prophezeien
Und vom historischen Recht;
Das Alte soll sich erneuen
Zum Wohle fürs Menschengeschlecht.

Mit Jubel wird es vernommen,
Wenn einer „Rococo“ schreit.
Man freut sich aufs Wiederkommen
Der glücklichen Galgenzeit.

Dagegen stelle man das Lönssche Gedicht:

Am Galgenberg.

(Auszugsweise.)

„Ein sand'ger Hügel ist es, nackt und kahl,
Ein kranker Lindenbaum ist seine Krone,
Sein schiefer Wuchs, sein Laub, vom Staube fahl,
Gereicht der edlen Abkunft fast zum Hohne,

Digitized by Google

Am Hügelgrunde wuchert Haidekraut,
Dort schießt der Ginster seine schlanken Loden,
Und hier und da aus ockergelbem Boden
Ein kümmerliches Glockenblümchen schaut.

Und gibt's auch hier viel andres nicht zu sehn,
Ich lieb es, sinnend in dem Sand zu träumen,
Wenn leise Winde durch die Haide wehn
Und Abendstrahlen ihre Grenzen säumen.
Den Geist beschäftigt dann so mancherlei,
Auch die vergangne Zeit und ihre Schrecken,
Die kein vermorschter Flitter kann bedecken —
Ich freue mich, daß diese Zeit vorbei.

Man lobt so gern die gute, alte Zeit,
Und ruft zurück die längst vergangnen Tage,
Wo unberührt von satter Nüchternheit
Die Zeit verflog, verklärt von Lied und Sage,
Wo frommen Schauer jedes Herz empfand,
Nach hohen Zielen noch die Menschheit strebte,
Nicht einzig nur dem Geldgewinne lebte
Und unentweiht der Gottheit Bildnis stand.

. . . .

„Nicht wahr, das war doch eine schöne Zeit,
Als statt der Linde hier drei Balken standen,
Als Seilers Töchterlein hier ward gefreit,
Die ihre Liebsten schlang in feste Banden,
Wie schön, wenn ein fideles Sünderpaar
Im kühlen Winde gravitätisch schaukelt

Digitized by Google

Und in den Lüften heiser krächzend gaukelt
Die unbezahlte Totengräberschar."

. . . .

Sieh dort, wo unter dem Wacholderstrauch
Kaninchen ihre engen Röhren haben,
Dort ist von ihnen mit dem Kiese auch
Ein abgebleichtes Knöchlein ausgegraben,
Die Elster schleppt es ins Versteck und plagt
Sich ab damit; ihr wird es nimmer schwanen,
Daß einstmals ihre Ururelterahnen
Dies Schulterblatt so sauber abgenagt.

Es liegen solcher Knochen wohl noch viel
Hier zwischen Heidekraut und dürrem Rasen,
Die Elster treibt damit ihr müßig Spiel,
Und in dem hohlen Bein die Winde blasen.
Wer sonst nicht denkt, denkt hier auch nichts dabei,
Doch ich vermochte oft genug zu lauschen,
Wie's leise schallte durch der Linde Rauschen:
„Freu, Menschheit, dich, daß jene Zeit vorbei!"

Erwähnt seien dann noch vom Jahre 1886 die sonst bedeutungslosen „Alte Liebe" und „Surrogat", das eine wegen des Spielens mit dem Todesgedanken, das fortan immer wieder in Löns' poetischen Erzeugnissen in Vers und Prosa auftaucht, das andere wegen der äußeren Form: er beschließt das Gedicht mit der Wiederholung der Anfangsverse; diese ringschließende Technik ist von ihm in der Folgezeit in vielen Gedichten und vor allem in den Prosaskizzen des „Bunten Buches", des „Grünen Buches" und der Sammlung „Auf

Digitized by Google

der Wildbahn" so durchgeführt, daß sie geradezu bezeichnend für ihn geworden ist.

Aus dem Jahre 1887 enthält die Handschrift „Opium" und „Den Alltagsmenschen", die sieben Jahre später der Veröffentlichung in der „Menschlichen Tragödie" für wert gehalten wurden. In ihnen sehen wir den Verfasser zum ersten Male vom Wesen der Moderne berührt. Greifswald brachte ihm die Bekanntschaft mit der zeitgenössischen Literatur, mit Zola, Turgenieff, Dostojewski, Ibsen, Strindberg. Er verkehrte viel mit einem dichtenden Slawen, dem als Naturwissenschaftler eingeschriebenen Michael Pĕrwou aus Seprós in Ungarn, und mit dem zehn Jahre älteren Hermann Eduard Jahn, einem sehr geschäftigen Lyriker und Dramatiker.

Die Revolution in der Literatur war hereingebrochen. Eine Aufsehen erregende Broschüre Karl Bleibtreus hatte dies Wort unter die Geister geworfen und sie weithin entzündet. Zu seinem Entsetzen sah Löns, daß er ein „ganz altmodischer Mensch war, der romantische Balladen schrieb". Er sah in Berlin die Harts in den ersten Reihen kämpfen, im anderen Lager, wenn auch zuweilen mit den Berlinern plänkelnd, die Münchener, M. G. Conrad als Bannerträger und um ihn Bleibtreu, Conradi, Alberti. In „Den Alltagsmenschen" (Hellweg II, a. a. O.), in dem sich Naivität und angelesenes Weltverständnis verbinden, gebärdet er sich als der vom Ausnahmemenschentum geplagte Stürmer und Dränger.

„Ihr, denen der Zufall die Krankheit versagt,
Die göttlich Genie man benennt,
Laßt fahren die Trauer und seid nicht verzagt,
Ihr ahnet ja nicht, wie das brennt.

Digitized by Google

Lebt ruhig nur fort in dem engen Gebiet
Mit euch und dem Herrgott in Frieden,
Und preiset euch glücklich, daß eurem Gemüt
Kein stürmendes Ringen beschieden.

„O könntet ins Herz jenen Männern ihr schaun,
Ihr pralltet erschrocken zurück:
Bleichzuckende Flammen und nebliges Graun,
Doch nimmer und nimmer das Glück.
. . . .“

„Und schließlich, wenn alles verbrannt und verglüht,
Und jeglich Idol ist zernagt,
Wenn öde die Seele und kahl das Gemüt,
Verzweiflung die Elenden plagt,
Die Träume zerplatzen, ins Weite sich schwingt
Des Glückes verblaßte Erscheinung,
Und höhnisch im herzlosen Herzen nur klingt
Das schneidende Lied der Verneinung.“

Vorläufig spielen indes die neuen geistigen Strömungen nur sparsam und verschwommen an der Oberfläche seiner dichterischen Äußerungen. Im ganzen sind die Erzeugnisse von 1887 recht matt, zum Teil im Studentenliederton gehalten. In dem Gedichte „Am Wege“ schildert er sich:

„Ich habe schon mancher das Kränzchen geraubt,
Hab' niemals von Reue gewußt,
Was blitzt du so schmachtend, ich bin nicht von Erz,
Hab' heißes, unchristliches Blut.“

Digitized by Google

Ein Brief vom 22. Juni 1888 an Apffelstaedt zeigt ihn eng in literarische Beziehungen und Pläne verstrickt. Er erzählt von dem just erschienenen, beziehungsweise konfiszierten Roman „Frau Eva“ Eduard Jahns und erwähnt ein eigenes Gedicht „Platonische Liebe“, das ihm Dominik mit höflichem Schreiben zurückgesandt habe; er will noch einige hinzuschreiben und sie in Buchform herausgeben. „Was soll ich Dir sonst noch schreiben,“ heißt es weiter, „daß ich beim Brande der Klinik sieben Kranke mitgerettet habe, daß ich ab und zu ins Kolleg gehe, daß ich außer für die Bierzeitung keine Verse mehr machen kann, daß ich baldmöglichst Dein blasses Dichterantlitz fratzotypisch zu besitzen wünsche? . . . Außerdem schreibe ich jetzt anonym für den K—a—v—i—a—r.“ Sonst brachte das Jahr 1888 im wesentlichen den Niederschlag der Greifswalder Erinnerungen, die nach der endgültigen Rückkehr nach Münster, Gestaltung heischend, in ihm aufstanden, wie sich ähnlich für die Schönheiten der westpreußischen Heimat erst in Münster die Worte fanden. Erwähnt sei auch der naturalistische „Trunkenbold“, geschrieben in der Absicht, ein gleichnamiges Linggsches Gedicht in den „Fliegenden Blättern“ zu übertreffen. Es fand später Aufnahme in der „Gesellschaft“. Die aus Greifswalder Erleben erwachsenen Gedichte zeichnen sich aus durch wohllautende Sprache, gewandte Form, sowie sicher gewordene Darstellungskraft. Prächtige Landschaftsschilderungen vom Greifswalder Bodden, von Rügen, vom Riesengebirge — er machte von Greifswald aus Ostern 1888 einen Verwandtenbesuch nach Hirschberg in Schlesien — sind in diese Gedichte verwoben. Der Zyklus „Frau“ (Junglaub S. 21 ff.), der übrigens nach seiner damaligen Anschauung sein schönstes

Digitized by Google

Gedicht war, scheint der Niederschlag eines Liebeserlebnisses zu sein, das offenbar tief in des Studenten Seele eingegriffen hat. Er berührt dies Erlebnis wie auch den Zyklus in späteren Gedichten und Romanen. In den „Zwei Verlorenen“, einem Gedichte des Grotemeyerschen Heftes, heißt es darüber:

„Ob ich denn keine lieb gehabt,
Fragst du verlornes Kind,
Ihr Auge war blau, rotgoldig ihr Haar,
Wie deine Zöpfe sind.

Ihre Hand war weiß wie deine Hand,
Rein war sie an Seele und Leib —
Doch Mädel, du kennst ja mein schönstes Gedicht:
‚Sie ist eines anderen Weib‘ —.“

Der künstlerische Niederschlag seiner in Greifswald verlebten Semester findet sich im „Junglaub“, in der „Menschlichen Tragödie“, ist auch späterhin noch deutlich sichtbar, so im Roman „Dahinten in der Heide“ und im „Blauen Buch“. Es ist also ein Irrtum anzunehmen, die Greifswalder Zeit hätte keine dauernden Eindrücke in ihm hinterlassen.

Fast bedeutungslos sind die Göttinger Monate geblieben. — Eine Zecherrunde, „der Klub der Bewußtlosen“, bildete da bezeichnenderweise den Hintergrund seines Erlebens.

Immerhin, einige Spuren hat auch dies Semester hinterlassen. So geht wohl das Eingangslied vom „Kleinen Rosengarten“

„Auf der Lüneburger Heide,
In dem wunderschönen Land,

Digitized by Google

Ging ich auf und ging ich unter,
Allerlei am Weg ich fand.
Valleri Vallera
Und juchheirassa,
Bester Schatz, bester Schatz,
Denn du weißt es, weißt es ja",

auf ein zu Löns' Zeiten in Göttingen gern gesungenes Volkslied zurück.

Um so fruchtbarer waren die nun folgenden münsterschen Jahre.

Das Jahr 1889 erschöpft sich zumeist in Liebeslyrik. Mehrere Liebeserlebnisse lassen sich abgrenzen. Alle Register werden laut. Liebesweh und Erfüllung, Verachtung und verletzte Eitelkeit, Verzicht und lodernde Leidenschaft, auch schwüle Erotik finden ihren Ausdruck. Die weitaus meisten Gedichte sind zur Natur in Beziehung gesetzt und spielen sich auf dem Hintergrunde einer ähnlichen Naturstimmung ab, wie schon die Überschriften offenbaren: „Moorrauch", „Maifrost", „Goldammer und Ortolan", „Regen" oder die zahlreichen Gedichte mit Monatsüberschriften; zum Teil haben diesen andere Überschriften weichen müssen; offenbar beabsichtigte Löns einmal, sie in einem geschlossenen Kranz zu veröffentlichen.

Schließlich wird er der Gefühlslyrik überdrüssig, dieser Autovivisektion, wie er sie in einem Brief aus späteren Jahren schilt. Im „Regen" heißt es:

„... Ich wollt', von dem kühlend erfrischenden Guß
Würd' auch mein Herz getroffen,
Hinweggespült, wie der Staub vom Gras,
Würd' Glaube, Liebe und Hoffen.

Digitized by Google

Eine weiße Rose vor mir steht,
Geöffnet ist das Fenster,
Hinaus damit, verschwindet jetzt,
Ihr sentimentalen Gespenster.

Das Stück von Du und Ich ist aus,
Der Vorhang wird geschlossen,
Die Lebenszeit zu kostbar ist
Für solche Narrenspossen.

Klar muß der Geist und nüchtern sein
Im frischen Arbeitsgetriebe,
Du uraltschöne Allnatur,
Du bleibst meine letzte Liebe."

(Grotemeyersche Handschrift.)

9

Gegen Ende des Jahres 1889 sehen wir Löns auf einmal ganz im Fahrwasser der Moderne schwimmen. — Aber auch Lenau und Heine, Freiligrath und Herwegh blicken öfters zwischen seinen Versen hervor. —

Leicht und ohne Anstrengung, wie sich ihm die Strophen formen, und unbändig, wie die Stoffe auf ihn eindringen und in ihm wühlen, hat er in dem Grotemeyerschen Hefte allein von Dezember 1889 bis Oktober 1890 siebzig Gedichte eingetragen.

Sie bieten ein vollständiges Bild der bewegten Literaturströmungen jener Tage.

Digitized by Google

Nietzsches Gedanke von der Umwertung aller Werte, seine Staatsfeindschaft, seine Verachtung der Bildungsphilister, seine Betonung des Rechtes des Geistesmenschen gegenüber dem Trachten der Masse, alle diese Ideen, die Jüngstdeutschland gierig von ihm aufgriff, finden wir hier wieder, auch die übrigen Wesenszüge der Moderne: die pathetische Kämpferstellung, das sozialrevolutionäre Bekenntnisgedicht, die Spottverse auf die konventionellen Motive, die Milieumalerei, die impressionistische Skizze, den Drang jener wirklichkeitswütigen Zeit rückhaltlos auszusprechen „das, was ist“, die unverhüllte Darstellung vor allem des Erotischen, nicht am wenigsten den Materialismus und Pessimismus jener Fin de siècle-Stimmung.

Lassen wir die zumeist unveröffentlichten Gedichte selbst zu uns sprechen. Im „Neuen Liede“ entwickelt Löns die Losung:

Jetzt hab' ich satt den schlappen Singsang
Von Liebe, Triebe, Weh und Ach,
Den veilchenblauen Goldschnittsklingklang,
Ich durst' nach einem Donnerschlag;
Verfaulten Leichen gilt ihr Singen,
Voll Aasgestank die Poesie —
Drum laßt ein neues Lied erklingen
Nach einer neuen Melodie!

Schafft ab die ungesunde Mode,
Den Leib zu betten in die Gruft,
Verbrennt, was zinsbar ward dem Tode,
Und streut die Asche in die Luft;

Digitized by Google

Die Asche soll den Acker düngen,
Friedhof, mach' Platz der Industrie —
Und laßt das neue Lied uns singen
Nach einer neuen Melodie!

Die Blumen, die auf Leichen blühen,
Sind ohne Düfte und verjaucht,
Die Herzen, die für Totes glühen,
Sind für das Leben längst verbraucht,
Nur ein gesunder Geist kann singen
Die zeitgerechte Poesie —
Drum laßt ein neues Lied erklingen
Nach einer neuen Melodie!

Laßt die Vergangenheit vergangen
Und laßt begraben sein, was tot,
Und faßt ein mutiges Verlangen
Nach Sonnenlicht und Morgenrot;
Wir sind noch jung, uns muß gelingen
Die längst erträumte Poesie —
Ein neues Lied soll jetzt erklingen
Nach einer neuen Melodie.

(Grotemeyersche Handschrift, Münster Juli 1890.)

Es ist dieselbe Tonart wie etwa in Theobald Nöthigs „Zukunftspoesie", wie in Bierbaums später erschienenem „Frisch drauf" oder in Gustav Falkes „O, bitt euch, liebe Vögelein", das ein paar Wochen vor der Entstehung des „Neuen Liedes" in der „Gesellschaft" stand:

„Liebessingsang, Trinkgejuchze —
Läppische Poeterei!

Digitized by Google

Nicht dies Nachtigallgeschluchze,
O, nur einen Adlerschrei . . ." —

Ein grauer münsterländischer Himmel schüttet Februarschnee auf Münsters graue Giebel und das zu ihren Füßen in Karnevalsluſt vorbeitreibende Völkchen. Da kommt unter dem Einfluß der modischen Literatur gar ein Odi profanum vulgus über die Lönsschen Lippen. Er sieht eine Kluft zwischen sich und dem „rohen Volke" und nimmt im Gedichte „Februar" für sich und seine Liebste das Vorrecht der Geistesmenschen in Anspruch:

Schneeflöckchen flattern in der Luft,
Schneeglöckchen dir am Busen,
Mein Herz durchquirlt ein Weiheduft,
Die Quintessenz der Musen.
Mit Sang, Geschrei und Schellenklang
Zieht Mummenschanz die Stadt entlang,
Heut lärmt das rohe Volk wie toll
Und wirft sich morgen reuevoll
Im Beichtstuhl auf die Kniee!

Uns strahlt ein höhres Geisteslicht,
Wir brauchen nicht bereuen,
Wir wollen uns mit Asche nicht
Die freie Stirn bestreuen.
Uns stört die Reue nicht die Lust,
Wir sind uns keiner Schuld bewußt,
Wir hassen und wir lieben frei,
Wir kennen keine Heuchelei
Und kennen keine Sünde!

Digitized by Google

Die Maske fort, das Antlitz bloß,
Die Lippen frei zum Küssen,
All unsre Lust kann schleierlos
Die ganze Menschheit wissen.
Solang' dein Herz für mich noch warm,
Umschlingt dich fest mein starker Arm,
Du wirst mein ehlich Treugemahl
Trotz Priesterfluch und Kirchbannstrahl
Zum Hohn der großen Lüge.

(Grotemeyersches Heft.)

Ganz ähnlich heißt es bei M. C. Menghius:

„Wir liegen uns in den Armen
Und schwelgen in Liebe und Lust
Und sind trotz allen Pfarrern
Uns keiner Sünde bewußt . . .“

Eine andere Variation des Gedankens von der Umwertung der Werte stellt das soziale Gedicht „Die Dirne“ dar; in dem die Dirne entschuldigt und mit dem Märtyrerkranz umwunden, dagegen die Art, wie für gewöhnlich die Ehen „von Eltern und Tanten“ zusammengebracht werden, als Dauerprostitution gegeißelt wird.

Aus vielen anderen Versen spricht Nietzschesche Verachtung des Weibes:

„Frostschmetterling und Menschenweib,
Untrennbar mir zu denken!
Wann wird euch Weibern die Kultur
Die Geistesschwingen schenken?“

(Aus dem „November“ der Grotemeyerschen Handschrift.)

Digitized by Google

Im „Trost“ redet er einem Freunde zu, die Pistole aus der Hand zu legen und sich nicht zu grämen um eins von den „buntgeschmückten Modepüppchen, mit kleinen Füßchen, hohem Zopf, mit Wolffschem Unsinn auf den Lippen und Marlitts Blödsinn in dem Kopf“.

Der oft gesungenen Weise vom „Neuen Jahrhundert“ fügt er in „Neu Thermopylä“ eine weitere, nicht gerade glückliche hinzu.

Die übliche Verspottung konventioneller Motive läßt er sich nicht entgehen, und nicht übel karikiert er die Frühlingsgefühle und Lenzdichter im „März“, den Conrad in die „Gesellschaft“ aufnahm.

Die Klänge vom Hassen, die uns so oft in dieser Zeit aus Löns' Liedern entgegenzischen, sind Geist vom Geiste jener Zeit, wo Herwegh wieder lebendig wurde, Fantasios Lieder des Hasses erklangen oder M. G. Conrad sang:

„Ich bitte euch, liebe Sänger mein,
Laßt das Geflöt von Liebe sein,
Stimmt an das Lied vom Hasse!“

Damit vergleiche man die Lönsschen Verse aus dem „Poeta laureatus“ im Grotemeyerschen Heft:

„Ich ruf' euch alle zusammen,
Ihr Sänger unsrer Zeit,
Zum Kampfe für die Wahrheit,
Beschmutzte Heiligkeit,
Mit wilden Liedern rüttelt
Das taube Deutschland wach,

Digitized by Google

Und handelt wie ein strenger Vater,
Dem schlechten Kind frommt jeder Schlag.
Singt ewig nicht von Liebe,
  Stimmt an das Lied vom Haß ..."

Weltverbesserungsideen und sozialrevolutionäre Bekenntnis- und Hetzgesänge fehlen nicht.

Hymnus.

Barrikade, Pflastersteine,
Pulverblitz, Kommandoschrein,
Rotes Blut und blaues Blut,
Oben Mut und unten Wut,
Blei und Pulver, wenn auch Deutsche,
Warum wollt ihr nicht die Peitsche,
Warum denn kein trocknes Brot?
    Schlagt sie tot!
Millionen in der Hand:
„Kaiser, Gott und Vaterland!"
Ist nun einmal so die Welt,
Da der Hunger, hier das Geld;
Warum seid ihr solche Sünder,
Warum habt ihr soviel Kinder?
Was, noch Schmalz auf euer Brot!
    Schlagt sie tot!
Nur den Reichen kommt es zu:
Voller Magen, weiche Ruh;
Eure Mädchen sind uns recht,
Wir sind Herr, und ihr seid Knecht!

Digitized by Google



Löns als Göttinger Verdense. W./S. 1888/89.
(Mit Genehmigung der photographischen Anstalt Noelle, Göttingen.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Laßt sie sterben, laßt sie hungern,
Nackend auf der Straße lungern,
Werden toll sie dann aus Not —
Schlagt sie tot!

(Grotemeyersches Heft.)

Schlagt sie tot! — eine Saite des Wehrwolf klingt an; auch des Dichters allwege, vor allem im Wehrwolf und manchen Balladen zutage tretende Freude an der Darstellung befriedigten Rachedurstes kommt in der ins „Blaue Buch“ aufgenommenen aus dieser Zeit stammenden „Romanze“ zum Ausdruck.

Selbst das späterhin unentwegt geliebte und gelobte Soldatenleben liefert ihm damals Stoff für soziale Anklagelieder, so im „Soldatentod“ und der „Einquartierung“.

Überraschend wirkt, von heute gesehen, im Munde des Dichters, der, ohne zwar jemals sein soziales Gewissen zu verlieren, sich bald zu einem Manne von änderungsfeindlicher, altständischer, fast aristokratischer Anschauung entwickelte, das Gedicht:

Scheuerfest.

Lustig, los, zum Scheuerfest,
Macht mir rein das alte Nest,
Laßt uns fegen, scheuern, kehren,
Aberglauben, Ammenmären,
Vorurteile: — Spinnenweben,
Die in allen Ecken kleben,
Voller Staub das alte Haus,
Heute muß der Staub heraus.

Digitized by Google

Schlagt die Butzenscheiben ein!
Frei soll unsre Aussicht sein.
Alte Bilder — schnell verbrannt,
Fort mit all dem Ahnentand.
Reine Zimmer, klare Fenster
Sind kein Heim für Nachtgespenster,
Auf die Türen! — scharfer Zug
Weht hinaus den Zauberspuk.

Hier in diesem alten Schrank
Ordenszeichen, blink und blank,
Tressen, Degen, Adelsschreiben —
Soll das Zeug im Hause bleiben?
Schmeißt den Trödel in die Gosse,
Schluß macht mit der Narrenspoſſe —
Wie das glitzert, gleißt und blinkt
Und nach Rost und Grünspan stinkt.

(Grotemeyersches Heft.)

Andere dieser ungedruckten Gedichte zeigen ihn in pathetischer Kämpferstellung wie „Kopf oben!“, „Nur vorwärts auf dem Siegeswege“, „Der Spatz“ oder „Dezember“.

Dezember

Weißer Reif an allen Zweigen,
Schwarze Krähen in der Luft —
Priesterworte — Häupter neigen
Weinend sich auf eine Gruft.

Digitized by Google

Hoch mein Haupt, kalt die Gebärde,
Angst und Trauer — keine Spur:
Aus der Erde — in die Erde:
Alte Mode der Natur.

Priesterworte: „Demut, Liebe,
Himmelswonne nach dem Tod!“ —
Wahrheit: wilde Liebestriebe,
Neid und Haß und Kampf um Brot!

Weiterwandern. Schluchzen, Klagen
Klingt verhallend übers Brach.
Hundert schwarze Krähen jagen
Einem kranken Hasen nach.

Todesangstschrei. Fortzutreiben
Seine Peiniger — Verkehrt!
Immer wird das Opfer bleiben,
Wer sich seiner Haut nicht wehrt.

Ich auch habe keine Freunde,
Auch nach mir hackt mancher Schlag,
Nicht die Liebe — meine Feinde
Halten meine Tatkraft wach.

Doch ist Mut in meinen Armen,
Geist und Wille riesengleich —
Platz! — und hofft auf kein Erbarmen,
Weg frei! sonst zertret' ich euch.

Dies wie die folgenden beweisen, daß ein Teil seiner Zeitlieder mehr als die der meisten übrigen Rufer eine durchaus eigene Note tragen.

7*

Digitized by Google

Der Spatz.

Laß schimpfen sie und lästern,
Uns knickt es nicht den Spaß,
Der Kieselwurf von gestern
Traf nur das Fensterglas.
Du schilpst dein freches Liedchen,
Ich hör dir lachend zu
Und streue dir die Krümel,
Mein grauer Hausfreund du.

Sind vogelfrei wir beide,
Geächtet und gebannt —
Wer tat uns was zu leide,
Der keine Rache fand?
Den feigen Lästermäulern
Die Klinge ins Gesicht,
Du tust noch ganz was anders,
Doch das erzählt man nicht.

Bekümmernis und Sorgen
Sind nicht für uns gemacht,
Droht Blitz und Donner morgen,
Wird heute doch gelacht.
Solang noch Kirschen schwellen,
Und Wein die Reifen drückt,
Und Mädchenlippen blühen,
Das Auge lustig blickt.

Und wenn die Stürme tosen,
Und Schnee das Dach umtreibt —

Digitized by Google

Wir brauchen keine Rosen,
Genug uns übrig bleibt:
Ein mollig warmes Nestchen,
Atzung und frischer Trank,
Ein rundes, weiches Liebchen
Und unverfrorener Sang.

Endlich sei noch ein gut getroffenes Selbstbildnis aus jener Zeit hierher gesetzt. Es verbindet mit den Zügen starken Selbstbewußtseins die eines rücksichtslosen, kalten Materialismus.

Ich.

Gleichgültiger Blauaugenblick,
Den alten Filzhut tief im Genick,
Den dicken Knüppel in der Hand,
Gesicht und Nacken sonn'verbrannt —
So fahr ich durch das Leben.

Kein eigenes Heim auf weiter Welt,
Kein Bissen Schwarzbrot ohne Geld,
Kein Weib, das treu und wahr mich liebt,
Kein Freund, der mir die Treuhand gibt,
Und hundert, die mich hassen.

Das klefft und geifert um mich her,
Macht doch mir keine Stunde schwer,
Ich weiß ja einen, der mir treu
Trotz Lüge, Falschheit, Heuchelei
Und dieser bin ich selber.

Digitized by Google

Solang mein Geist noch kühn und stark
Und unverseucht das Lebensmark,
Solange mir der Dichtkunst Schwung
Noch Seele hält und Leben jung —
Bellt ruhig nur von weitem.

Doch bin ich kalt und eingekault
Und langsam Leib und Leben fault,
Dann werft den Stein von meinem Grab
Und reißt die Blumen auch herab
Und speit auf meine Knochen.

(Grotemeyersches Heft, Münster April 1890.)

10

Wohl wucherte der Pessimismus in jenem Zeitalter, nicht zum wenigsten als Folge des Materialismus, der Überschätzung der Naturwissenschaften, die doch das Wesen der Dinge, das Anfangs- und Endglied der kausalen Kette im Dunkeln ließ, von deren dürren Tatsachenreihen und Vermutungssätzen man sich betrogen sah. Aber in den Gesängen des jungen Deutschland wogte es darum doch von hellen, freudigen, lebensbejahenden Klängen.

Bei Löns dagegen vernehmen wir nur selten einen schwachen Ton von Hoffnungfreudigkeit, der dann auch nur durch Willensanspannung zusammengerafft scheint.

Aus der Zeitstimmung allein läßt sich diese Unwandelbarkeit des Lönsschen Pessimismus und diese gesteigerte Kampfstellung nicht erklären; hierfür müssen wir nach andern Ursachen suchen.

Digitized by Google

Die mögen zum Teil in einer Veranlagung liegen, die in seinem späteren Leben zeitweilig schärfere Form annimmt und als ein gewisser Verfolgungswahn definiert werden könnte, zum anderen Teile in den schwierigen persönlichen Lebensverhältnissen jener Jahre; der junge Löns, der auf das Mannesalter zumarschierende arbeitsfrohe, selbstbewußte Charakter, der sich in einem zusagenden Berufe starke Leistungen versprechen mußte, sah sich in beengender Abhängigkeit von der kinderreichen Familie und einer unsicheren und aussichtslosen Zukunft gegenüber.

Aus seiner Weltanschauung konnte er sich keine innere Wärme und Gemütsfreudigkeit holen. Er blieb konsequenter Anhänger des endzweckverneinenden Materialismus, so sehr er seelisch darunter litt und sich zerrieb.

„Ein fauler Witz ohne Saft und Kraft" ist ihm „das ganze menschliche Leben!"

Werfen wir hier einen Blick auf den Gang seiner Weltanschauung.

Er kam aus einer ernst katholischen Familie und genoß in Deutsch-Krone wie in Münster durchweg den Unterricht gläubiger Lehrer.

Schon sehr bald sehen wir ihn indes, vielleicht durch die naturwissenschaftlichen Studien und den Umgang mit freisinnigen Studenten- und Literatenkreisen, von der materialistischen Weltidee überzeugt.

Von kirchlichen Einrichtungen und Persönlichkeiten hören wir ihn in seinen Werken niemals mit Geringschätzung sprechen; aber er macht mit seinen launigen oder leicht spöttischen Stimmungsbildern heinescher Tonart auch nicht Halt vor ihnen.

Digitized by Google

Den christlichen Bekenntnissen wie überhaupt religiösen Fragen gegenüber war er späterhin völlig indifferent. Was er in irgend einer verwehten Skizze eine Figur sagen läßt: „Katholsch oder evangelsch, s' is alls egal," war auch seine persönliche Ansicht.

Nach Angabe seines Bruders Rudolf in der „Lönsschen Art" ist die straffe, vielfach verkehrte Erziehung des Vaters, der die Jungen zur Strafe in die Kirche schickte, mit Schuld daran gewesen, daß Hermann, wie auch die Brüder den religiösen Sinn verloren. Nach namentlichen Gründen in solchen Dingen zu suchen, ist oft müßig. Erzählt doch Heinrich Hart, daß er, der aus strengfrommem, evangelischem Hause stammte, bereits als siebzehnjähriger münsterscher Paulinums-schüler vollkommener Atheist war.

Hermann Löns fügt sich natürlich nicht ohne Zweifel und Widerstreben den „kalten aus dem kalten Gedankenreiche kriechenden Gedanken". Die neue Erkenntnis drängt sich ihm auf, und er ist „dennoch zu schwach, von den Ammen-märchen zu lassen". Der Einundzwanzigjährige steht „am Kolke" und befragt die ihm winkenden Schemen über dem Wasser:

„Doch sagt mir, was wird aus der Seele mein,
Wenn ich schon längst werd' zerronnen sein,
Geht sie auch zum ewigen Schlafe dann ein?
Da nicken die Schatten und schweigen."

Wie der junge Goethe, den seine Bekannten darum den „Wanderer" hießen, wie Annette v. Droste fand er vor den Sorgen des Alltags und vor den Wirrnissen seines Herzens eine Zuflucht bei der Natur. „Du uraltschöne All-

Digitized by Google

natur, du bleibst meine letzte Liebe", ruft er im Gedicht „Regen" aus.

II

Nur wenige Monate blieb Hermann Löns waschechter „Moderner".

„Ich genoß den berauschend brennenden Trank,
Den fressenden Weltschmerzfusel,
Ich trank mich müde und schwelgte mich krank
Im lebenzersetzenden Dusel."

Bei seinem gesunden Wirklichkeitssinn war ihm vor allem das naturalistische Gebahren im Grunde zuwider; andererseits war er im tiefsten Herzen viel zu viel Romantiker, um auf die Dauer Geschmack daran finden zu können. Die Wirklichkeit dünkte ihn auch zu ernst und viel zu traurig für solche Poetereien. In Dortmund, das er auf der Reise zu den Verwandten nach Bochum hin und wieder berührte, trat sie ihm lebendig entgegen:

„Was war gegen Schmerzen von solchem Schlag
Mein rührend Poetenschmerzlein?
— — — — — — — — — —
Der Weltschmerzgedanken verschrobener Flug
Zerstob wie vom Sturm zerblasen."

Und ähnlich heißt es im „Oktober":

„Ach, Weltverbesserung und Mitleidsschmerzen
Sie stopfen nicht das unheilbare Loch,
Es bluteten Millionen Menschenherzen,
Und Millionen werden bluten noch."

Digitized by Google

Während diese literarische Bewegung in Deutschland mit einem endlosen Schweif von Gedichtbüchern und Einzelveröffentlichungen der zahllosen Epigonen weiterging und nur erst wenige Führer tastend neue Wege suchten, sehen wir Löns rasch entschlossen und endgültig ihr den Rücken kehren. „Entschuldigung“ glaubt er noch bezeichnenderweise die Verse betiteln zu müssen, in denen er seine Abkehr vollzieht.

„Ich . . . habe mit Macht
Die modernsten Gefühlchen in Reime gebracht.

Doch ach, das wurde ein klägliches Zeug,
Wie Wasser so dünn, wie Semmel so weich.

Ich hege dafür keine Schwärmerein,
Ich ess' lieber Schwarzbrot und trink' lieber Wein.

Nach kurzer Zeit bin ich abgezehrt
Zur gewohnten Kost zurückgekehrt.“

In dem erwähnten Aufsatz über Peter Hille aus dem Jahre 1904 erzählt Löns von diesem Übergange folgendermaßen. Einer aus der münsterischen Freundesschar sei eines Abends in den Appelsschen Altbiergarten, wo man unter den Bäumen tagte, gekommen und habe ein Buch auf den Tisch geworfen mit den Worten: „Da lest mal, Kinder! Solch Blödsinn! Antirealismus. Von Peter Hille!“ —

„Ich erwischte das Buch,“ plaudert Löns weiter, „und nahm es mit. Es war ein Roman, betitelt: Die Sozialisten. Ich fing um 1/2 10 nachts darin zu lesen an und hatte es morgens um 3/4 6 zweimal durchgearbeitet, einmal schnell und einmal langsam. Denn das Buch war für mich eine

Digitized by Google

Offenbarung, war für mich der Handweiser an dem längst geahnten Wege zu einer künstlerischen Erkenntnis.“

„Schon lange graute mir innerlich vor dem Realismus und Naturalismus. Die ewigen aschgrauen Elendsschilderungen, die fortwährend eselfarbige, humorlose Detailmacherei, diese durch undichterischen Arbeitsfleiß und unkünstlerisches Sitzfleisch zusammengeharkte Milieuwurzelei langweilte mich, und schon seit einem Jahre hatte ich mich bei Goethe, Keller, Grillparzer und Hebbel davon erholt. — Und nun kam dieser westfälische Junge und warf in der unzeitgemäßesten Weise ein Buch in die Literatur, das geradezu eine Verhöhnung alles Gangbaren und Modischen war, ein Buch, in dem auf jede Handlung, jedes Milieu, jedes Interieur, jedes Detail kalt und ruhig verzichtet wurde..... Es war ein unmodernes Buch damals, heute wäre es modern. Heute wollen wir keinen Realismus mehr, heute wollen wir Poesie.“

Seine endgültige kritische Stellung zu der gesamten Literaturbewegung dieser Zeit offenbart sich am klarsten in einem Aufsatz „Der Gorkikult“, den er später um 1905 schrieb. Ein einfaches Verweisen auf ihn, wie auf so viele andere für den Biographen wichtige Äußerungen, ist nicht möglich, weil manches nur für die Tageszeitung geschrieben, zugleich mit ihr verweht ist. Das Wesentlichste aus der Abhandlung sei hierhergesetzt, auch um Löns, in dem man gern noch einen spät und zufällig nach einigen billigen Erfolgen in die eigentliche Literatur Geratenen sieht, als den ernsten, durch Studium und Sichbedenken geschulten Literaturfreund, als den Kritiker von eigenwilliger Auffassung und sicherem Urteil zu erweisen. Es heißt da unter anderem:

„Gorki geht uns nichts an. Er ist ein kleiner, beschränkter

Digitized by Google

Geist, und die Kenntnis seiner Werke bildet weder Geist noch Herz. Eine Novelle von Gottfried Keller, ein Gedicht von Goethe, ein kleines Lied von Eichendorff oder Storm ist mehr wert wie alles, was Gorki schrieb, schreibt und schreiben wird, und bringt dem deutschen Leser sowohl nach der seelischen wie nach der formellen Seite zehnmal soviel Gewinn.

„Schon einmal war ein russischer Dichter sehr Mode bei uns, Iwan Turgenjeff. Viel Wert hatte es für uns nicht, ihn zu lesen, denn die Probleme, die er behandelte, die Menschen, die er schilderte, lagen uns fern und waren uns gleichgültig. Aber Turgenjeff war wenigstens ein feiner Kopf, ein gebildeter Mensch und ein Beherrscher der Form. Wer Gorkis ganze Wertlosigkeit erkennen will, der lese Turgenjeffs Jägertagebuch; er findet dort dieselben Menschen, dieselbe Schärfe der Beobachtung, dieselbe Genauigkeit der Schilderung, aber in wirklich künstlerischer Form.

„Es ist im höchsten Grade bedauerlich, daß eines französischen Schriftstellers, nämlich Zolas Bücher jahrzehntelang bei uns in einem solchen Umfange Absatz fanden, als wäre Zola ein Deutscher gewesen. Aber immerhin war das verständlich; denn wenn auch Zola den Dichter und Romantiker in sich selbst mordete und sich wider seine höhere Begabung zum öden Naturalisten umarbeitete, ganz konnte er den Dichter und Symboliker in sich doch nicht totschlagen, und so blieb dem Leser immer noch ein kleiner Gewinn.

„Auch der Tolstoikultus, der bei uns grassierte, hatte einen Schein von Berechtigung. Für Rußland ist der Mann eine Notwendigkeit: alles, was dort bald in hellen Flammen emporlodert, bald nur schwach unter Asche und Kohlen

Digitized by Google

glimmt, alle die dumpfen Stimmungen, die durch die Seele dieses schwerfälligen und leichtlebigen, asketischen und sinnlichen, träumerischen und brutalen Volkes gehen, faßte er in Worte, und wenn er uns auch in der Form nichts gab, der Inhalt seiner Schriften hatte immerhin ein kulturhistorisches, politisch-religiöses Interesse für uns.

„Die Gorkivergötterung hat aber nicht die geringste Berechtigung; denn Gorki bietet uns gar nichts, weder eine gute Form, noch einen wertvollen Inhalt. Gorki ist Dilettant durch und durch. . . . Reife Technik, künstlerische Selbstzucht, der Wille zum Ideal ist nicht nötig zum Herstellen solcher Indianergeschichten. . . . Nackt und nüchtern, wie ein schlechter Photograph, gibt er die Unglücklichen und Elenden wieder, die in der Stickluft des Lumpenproletariats, im Schlamm des Vagabundentums, im Schmutz des Verbrechens verkommen, ohne einen Strich eigener Retousche hinzuzufügen. Er führt weder durch eine künstlerische Form seine Probleme zu künstlerischer Lösung, noch weist er durch neue Gedanken auf Mittel zur Abhilfe hin. Er schildert, schildert und schildert ohne jeden Zweck Säufer, Verbrecher, Unglückliche, Kranke, tut also weiter nichts, als die Grausamkeiten des Lebens zu wiederholen.... Das Wort: „Und wenn ihr einmal Dichter seid, so kommandiert die Poesie!“ existiert für ihn nicht. . . .

„Wenn es eine derartige Literatur noch nie gegeben hätte, könnte man ihr eine vorübergehende Berechtigung nicht absprechen. Aber vor zwanzig Jahren, als der Berliner Naturalismus bei uns grassierte, als der Pseudorealismus der Bleibtreus, Konrads, Albertis, Kretzers als alleinseligmachend galt, da schrieb jeder zehnte Oberprimaner, jeder fünfte krasse

Digitized by Google

Fuchs ähnliche Elendsmomentphotographien, da wimmelten die neuen Zeitschriften, die alle einen frühen Tod erlitten, von solchen langweiligen Milieuschilderungen.

„Jetzt, nachdem diese Art von Pseudorealismus bei uns bis auf einige Reste tot ist, nachdem wir uns längst wieder zu Kunst und Poesie durchgemausert haben, da importiert man eines russischen Dilettanten unzeitgemäßen Realismus, und das Publikum findet Geschmack an seinen schnapsduftenden, lumpigen, ungeziefferreichen Helden.

„Während deutsche Dichter, wie Liliencron und Hartleben, sich mühsam durch das Leben quälen mußten, ehe sie vor Not und Sorge geschützt waren, oder, wie Peter Hille, auf der Straße umkamen, wirft man diesem Prediger des moralischen Nihilismus, des künstlerischen Anarchismus, diesem Sanskulotten der Literatur, deutsches Geld mit vollen Händen zu.

„Diese, von einer banalen Sensationspresse genährte, augenblicklich auf der Höhe stehende Geschmacksverwirrung“, so beschließt Löns seinen Streitartikel, „wird nicht lange dauern. Vielleicht ist Gorki bei uns morgen schon vergessen. Und wer wird dann Deutschlands meist gelesener Dichter sein? Vielleicht ein Herero.“ (Beinah getroffen, ein Indier!)

Neben den Natur- und Zeitgedichten dieser münsterschen Epoche stehen zahlreiche andere, die impressionistische Stimmungs- und Lebensbildchen darstellen, mit hervorgehobener Milieumalerei und modern zugespitzten, gesuchten Wendungen. Auch von dieser Art ist Löns später bewußt abgerückt, wie die Überarbeitung einiger Gedichte bezeugt.

Als Beispiele seien genannt „Gewitter“, „Pleistermühle bei Münster“, „Ah“ aus der Grotemeyerschen Handschrift, die

Digitized by Google

nach Abstreifung des tagfälligen Kleides in „Niedersachsen“ beziehungsweise im „Goldenen Buch“ stehen.

Das Gedicht „Pleistermühle“ liegt in drei Fassungen vor. Die älteste in der Handschrift lautet:

„Der blaue und der weiße Flieder
Umduftet meine Laubenbucht.
Goldregen pendelt auf mich nieder
Der blütenschweren Zweige Wucht.

Vor mir der Fluß mit Kahn und Mühle,
Am Wehr das weiße Wasser schäumt,
In blauer Luft der Schwalben Spiele,
Im warmen Sand der Kater träumt.

Auf allen Tischen Butterbrode,
Es strömt die braune Kaffeeflut,
Familienklatsch, die letzte Mode
Und Fräulein Mias neuester Hut.

Am Badehaus die Wellen schäumen,
Ein Leib erglänzt im Sonnenlicht, —
Das Fräulein dort in süßen Träumen,
Woran es denkt, ich weiß es nicht.“

Unter Preisgabe der „Milieuwurzelei“, wie Löns die literarische Mode im Hilleaufsatz nennt, sind in einer Über-

Digitized by Google

arbeitung die drei letzten Strophen in zwei zusammengezogen, so daß eine reizende Impression aus einem Guß entsteht:

„. . . Vor mir der Fluß mit Kahn und Mühle,
Die grüne Werse schäumt und spritzt,
In blauer Luft der Schwalben Spiele,
Im Röhricht die Libelle blitzt.

Wie wunderbar die Wellen flimmern,
Durchzittert von dem Sonnenlicht,
Das ist ein Schimmern, Flimmern, Glimmern —
Woran ich denke, weiß ich nicht.“

Noch einmal griff Löns das Gedicht wieder auf und wand es in den Strauß von Liebesliedern, den er seiner zweiten Braut mit seinem „Goldenen Buche“ schenkte. So lautet die letzte Fassung, ohne eben eine Steigerung zu bedeuten:

„Der blaue und der weiße Flieder
Umduftet unsre Laubenbucht,
Goldregen pendelt auf uns nieder
Der blütenschweren Zweige Wucht.

Viel weiße Schmetterlinge fliegen,
Der Spötter singt im Rosendorn,
Ganz langsam sich die Zweige wiegen,
Ein warmer Wind geht über das Korn.

Die Sonne spielt auf deinen Händen,
Die lässig ruhn auf deinem Kleid,
Mein Blick will sich davon nicht wenden,
Mein Herz denkt lauter Zärtlichkeit.“

*

Digitized by Google



Löns und Apffelstaedt, Göttingen. W./S. 1888/89.
(Mit Genehmigung der photographischen Anstalt Rolle, Göttingen.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Über manchen dieser Schöpfungen der münsterschen Jahre mit ihrer Freude am Bizarren und Krankhaften, am Grausigen und am Verwesungsgedanken scheint es wie Schatten von Baudelaire zu schweben, wie denn überhaupt in Löns' seelischer und körperlicher Konstitution ein dekadenter Zug nicht übersehen werden kann, den er jedoch seinem Schrifttum in straffer Selbstzucht durchweg fernzuhalten verstand.

An das unbestimmbar Deutungsreiche und die matte Melancholie des Franzosen gemahnen die Gedichte „Die blaue Blume“ und „An sie, die mich liebt“, die wie Ableger aus dem Garten des Dichters der „fleurs du mal“ erscheinen, auch aus den „Akkorden“ und der „Alten Liebe“ spricht wohl die Art des Franzosen.

Außerordentlich schätzte Löns die „Scènes de la vie bohème“ Henri Murgers, dieses liebenswürdigen Wirklichkeitsdichters. Der Schluß des Lönsschen „Flugsandes“:

„Und all mein Jauchzen, all mein Klagen,
Ein Traum, schon morgen unbekannt,
Mein Schaffen, Dichten, Tun und Sagen,
Es rollt darüber gelber Sand —“

hat viel Ähnlichkeit mit den gegen Anfang des „Zigeunerlebens“ zitierten Versen Viktor Escousses:

„Fahr wohl, fahr wohl, vereiste Sonne,
Versteinte Menschheit, dürres Land!
Ein Schemen, einsam, nachtverloren,
Zieh ich vorüber — unerkannt.“

Digitized by Google

12

Eine Reihe Gedichte aus dieser Zeit hat Löns im Jahre 1893 in einem von Arnold Garde herausgegebenen Bändchen veröffentlicht, das den Titel „Menschliche Tragödie, Gedichtbuch der Gegenwart“ führte. Außerdem steuerten bei Max Apffelstaedt, Julius Danselov, Peter Merwin. Von den Lönsschen Beiträgen sind die ältesten 1887 entstanden.

Löns hat offenbar Gedichte möglichst neutraler Tonart ausgewählt und sich bemüht, im Gegensatz zu den meisten übrigen Mitarbeitern, die überholten Programm- und Tendenzgedichte des jungen Deutschland auszuschalten; im „Urgroßvater“, der geradezu ein Widerspiel zu Apffelstaedts Einleitungsgedicht „Die Moderne“ bildet, bekämpft er sogar die Zeitdichtung, indem er den Ahnen sagen läßt:

„Ach tut doch nicht so und habt euch nicht so,
Und heuchelt so tiefe Gefühle,
Ihr drescht das gedroschene, kornleere Stroh
Der' vergang'nen Jahrtausendspiele.
Wir droschen dieselbigen Halme ja auch,
Eure Enkel werden sie dreschen.
Es wirbelt und qualmt der urewige Rauch,
Ihr werdet das Feuer nicht löschen. . . .“

Das Büchlein als Ganzes kam post festum, so daß ihm viel wirkliche Beachtung nicht zukam.

Um 1897 trug er sich noch einmal mit der Absicht, im Verein mit Max Apffelstaedt an eine Herausgabe von Gedichten aus dieser Zeit zu gehen, obschon er öfters über diese „Jugendeseleien“, wie er sie mit dem Heinewort benannte,

Digitized by Google

die Nase rümpfte. Er hatte die Listen bereits zusammengestellt und seinem Freunde angegeben, was er ausgeschlossen wissen wollte.

In einem Brief vom 8. März 1897 heißt es: „Anbei die Listen. Das Durchstrichene soll erst nach meinem Tode und auch dann erst mit Erlaubnis meiner Erben bis ins dritte Glied veröffentlicht werden.“ Da aber der Verleger Zuschuß verlangte, ließ er den Plan fallen. „Mir liegt, offengestanden, auch nicht viel daran,“ schreibt er am 10. April 1898, „ob ich herauskomme oder nicht. Was habe ich davon, wenn später im Zukunftsstaat die kleinen Anarchisten die drei Zeilen auswendig lernen: H. Löns, Lyriker, geb. 29. August 1866 zu Deutsch-Krone, in der Jugend Anarchist, später Reaktionär, schließlich Nitscheaner und Vertreter des Satzes: omnia schnuppe mihi kai panta mei egala esti. Diese Perspektive reizt mich durchaus nicht, mein zwar leicht, aber ungern verdientes Geld, und wenn es auch nur ein paar Hundert sind, zu Ruhmerwerbszwecken anzulegen. Nein, kaufen will ich mir meinen Ruhm nicht, lieber will ich unberühmt ins Krematorium fahren. Weißt du, ein Birkhahn, an dem ich vor drei Tagen mit der Kugel vorbeidömste, der grämt mich mehr als dieses, und während ich die Nichtherausgabe nicht beklage, könnte ich mir jetzt noch die Glatze vergrößern, wenn ich an den schwarzen Bock denke, den ich am 2. Mai am Steinhuder Meer überschoß. Ein berühmter Mann hat einmal gesagt: ‚Nur der hat was von seinem Leben, der es in Kleinigkeiten verzettelt.“

Nach diesem Grundsatze hat Löns ja nun nicht verfahren, sondern sehr viel und gründlich im Leben gearbeitet. Aber gut hat er daran getan, dies Geld zu sparen; denn den

Digitized by Google

Ruhm hat er ohne Zuschuß aus eigener Tasche ja doch gefunden.

Viele dieser Gedichte hat er damals und in der Folgezeit durch die 1894 begründete Zeitschrift „Niedersachsen" an die Öffentlichkeit gebracht.

13

Im Jahre 1890 lernte Löns in Münster seine spätere erste Frau Elisabeth Erbeck kennen. Sie stammte aus dem Hannoverschen. Die Neigung findet zum erstenmal poetische Gestalt in dem Gedichte „Schön-Else" der Grotemeyerschen Handschrift. Allmählich beginnen seine Gedichte von andern Liebesabenteuern zu schweigen; offenbar war um diese Zeit in ihm der Entschluß gereift, sich mit ihr zu verloben.

An einer andern Stelle der Handschrift steht das Gedicht „Frühling", mit einem Stich ins Hausbackene und Platte. Es zeigt uns, worum des Dichters Wirklichkeitswünsche kreisen. Um seine Seele „maigrünend sich schlingt wieder der Traum aller Träume": „ein Haus voller Liebe", ein „Treuweib" und „spielende Kinderchen"; die Verwirklichung des Traumes will er sich erzwingen.

In solcher Stimmung geschah es wohl, daß er bei der schlechten Aussicht, die der fachzoologische Beruf ihm bot, sich entschloß, Münster und dem Elternhause Lebewohl zu sagen und „mit beiden Beinen ins Zeitungsfach zu springen".

*

Ziehen wir aus der münsterschen Zeit die Summe, die bedeutsam wurde für das Leben und Schaffen des Dichters:

Digitized by Google

Aus den tastenden poetischen Versuchen des Knaben wurde in der neuen Umgebung, die nach allen Seiten wissenschaftliche Arbeit mit schöngeistiger Betätigung verband und ihn zugleich in reinigende Berührung mit den literarischen Strömungen des Tages brachte, ein festeres und kühneres Sichregen der Schwingen. Seine Kräfte prüfend begann er sich als Dichter zu fühlen und an seinen Beruf zu glauben. In seinem Schaffen nimmt die Naturlyrik bereits einen breiten Raum ein.

Glücklich sehen wir ihn eine Klippe vermeiden: der Naturwissenschaftler, der dem Dichter allzuleicht hätte im Wege stehen können, beeinträchtigt nicht den Ausdruck des künstlerischen Wollens. In der Niedersachsenart fand der Jüngling mit Bewußtsein den Heimatboden, der seine besten Kräfte entwickeln sollte. Zwischen den sich an Vorbilder anlehnenden Jugenddichtungen und Zeitgesängen ist das Hervorsprießen eines starken dichterischen Eigenwillens wahrzunehmen, vor allem der Bildner des „Goldenen Buches“ ist unverkennbar, auch der Balladendichter des „Blauen Buches“ und der Volksliedersänger des „Kleinen Rosengartens“ kündigt sich an. Manches ist in teils überarbeiteter Form in diese Schöpfungen der reiferen Zeit übernommen, so in „Mein goldenes Buch“: „Der blaue und der weiße Flieder“ und „Schwefelgelbe Blitze fahren“; in „Mein blaues Buch“ die Balladen: „Freundschaft“, „Zigeunertod“, „Das Feuerschiff“ und „Sühne“; in den „Kleinen Rosengarten“: der „Winter“ und „Irrlicht“.

Das Aufgeben des Universitätsstudiums drückte ihm die von nun an manchmal widerwillig geführte Feder zu hartem Broterwerb in die Hand.

Digitized by Google

14

Durch einen der aus Münster stammenden Gebrüder Werth, die sich gleichfalls dichterisch betätigten, fand Löns am 12. September 1891 seine erste Stellung im Pressedienst und zwar in Kaiserslautern, nicht, wie fälschlich überall zu lesen ist, bei einer sozialdemokratischen Zeitung; im Gegenteil, Löns entwickelte recht nationale und monarchistische Anschauungen und schrieb für den Prinzregenten-Namenstag ein langes Gedicht, eine Verherrlichung des Thronverwesers Luitpold und der deutschen Siege von 1870, das bei der öffentlichen Feier im Stadttheater von der Schauspielerin Dewalds vorgetragen wurde.

Er fand Beschäftigung hauptsächlich bei der Bearbeitung des Unterhaltungsteiles. Die Lehrzeit kam ihm hart an; seine Stimmung war niedergedrückt; er nahm sich den zwar in Münster schon entstandenen „Herbst“ wieder vor und veröffentlichte ihn in der „Feierstunde“, der Beilage zur Pfälzischen Presse:

„...Wozu der Kampf um die Sünde?
Hab nie den Saum des Glücks erreicht,
Ich glaube nicht, daß ich es finde,
Mein Lebenskahn ist lange zerschellt,
Mein Leib ist müde, und weit ist die Welt.“

Hin und wieder versucht er in Versen an seine Braut sich zu einem hoffnungsfreudigen Ton durchzuringen.

Herr Thieme, der Zeitungsbesitzer, sah auf Ordnung und Pünktlichkeit. Der neue Redakteur aber konnte sich noch nicht in das Leben eines Philisters fügen.

Digitized by Google

In Münster an den studentischen Altbierbänken und bei den beinah berüchtigten allabendlichen Zechgelagen des engeren Landoisschen Kreises, zu dem auch Löns zuletzt gehörte, pflegte man keine spießbürgerlichen Sitten. Mehr als einmal hatten Freundesarme den nicht gerade übermäßig trunkfesten Hermann über die grauen Gartenmauern der Johanniter-Kommende gehoben und sänftiglich unter die Platanen rollen lassen.

Das stak ihm noch im Blut; er pflegte mehr als gut war, vielleicht auch, um das Unbehagen wegzuspülen, zu bechern und mußte öfters aus dem Bette in die Redaktion geholt werden.

Es kam zu Zerwürfnissen mit dem Zeitungsbesitzer, und am 9. Februar 1892 sah er sich entlassen. Er ließ seine ganze Habe, Gepäck und Wäsche und sein unbezahltes Zimmer im Stich und reiste eilends davon. Nach fünf Wochen tauchte er wieder in der alten Wohnung auf, seine Sachen zu holen.

Ob er die Zwischenzeit benutzte, um sich von Münster aus nach einer neuen Stellung umzusehn, oder ob er ohne bestimmtes Ziel, wie es in einem gewissen krankhaften Wandertriebe schon damals hin und wieder geschehen sein soll, umherreiste, steht dahin.

Noch einen Monat trieb er sich ziel-, berufs- und mittellos, unstet und die Nächte meist durchzechend in Kaiserslautern herum. Mit dem Verbitterten und Vereinsamten teilte willig Zimmer, Bett und schmales Geld der junge Ziseleur Eduard Clement, ein rühriger Führer der aufstrebenden Pfälzer Sozialdemokratie. In seiner Gesellschaft nahm der Heimatlose zu-

Digitized by Google

weilen an sozialdemokratischen Versammlungen teil. Am 17. Mai verließ Löns endgültig Kaiserslautern.

Einige unveröffentlichte Liebesgedichte auf dem Hintergrunde der Pfälzer Landschaft, ein paar Nachklänge im „Zweiten Gesicht“ und in einzelnen Jagdskizzen, das ist alles aus den trüben Kaiserslauterner Tagen, was in sein künstlerisches Werk übergegangen ist. Es verdient noch erwähnt zu werden, daß er in Kaiserslautern die Bekanntschaft mit den Schöpfungen Franz von Kobells machte. Kobells Gedichte, die in teils hochdeutscher, teils oberbayrischer Sprachform neben dichterischen Darstellungen aus prähistoscher Zeit das Waidwerk und die Natur preisen, wurden von Löns hoch geschätzt. Dieser bayrische Dichter, sowie Turgenjeffs Jägertagebuch, mit dem er in Greifswald oder Münster bekannt geworden war, und das allein noch von den Werken Turgenjeffs er gelten lassen wollte, vielleicht auch Heinrich Harts „Nimrod“ haben ihn zuerst auf die künstlerische Verwertung des Jagdmotives geleitet.

Von Kaiserslautern wandte er sich nach Gera; in seiner Not ergriff er zum größten Verdruß seiner Familie eine Stellung als Hilfsredakteur an der damaligen Reußischen Volkszeitung, einem Organ der sozialdemokratischen Partei. Der Geschäftsleiter der Zeitung schildert ihn als geistvoll, aber als zum Trunke neigend und wenig ausdauernd in der Arbeit. So verließ er Ende September 1892 nach zweimonatlicher Tätigkeit Gera wieder. Er ging nach Hamburg, um als Berichterstatter über die damals dort wütende Cholera zu schreiben. Dann kam er nach Hannover, wo seine Wanderjahre vorläufig ihr Ende fanden.

Digitized by Google

Anhang.

Quellennachweise, Anmerkungen und Beigaben.

1. Ursprünge und Kindheit.

S. 1. Uebrigens sprechen sich die Löns mit einem langen ö im Gegensatz zu der durchweg gehörten kurzen Sprechweise; ich verweise auf die Schlußstrophe des Gedichtes „Juni" der Grotemeyerschen Handschrift:
„Drum still, mein Herz, und laß das Wimmern
Und mach ein Ende des Gestöhns,
Saust auch die ganze Welt in Trümmern,
Ich bleibe doch der Hermann Löns."
(Das Gedicht steht unter der Überschrift „Johannistrieb 1882—1912" in der Einleitung der von Traugott Pilf herausgegebenen „Eulenspiegeleien" S. 9.)
Noch ein anderer Reim aus Knüppelversen des (handschriftlichen) Liederbuches der Münsterischen Geographischen Gesellschaft bestätigt das; es heißt da vom Vater des Dichters:
„Dann folgt ein kleines Pärchen,
Das Köppchen und der Löns;
Sie rauchen gar vergnüglich
Und sagen sich viel Schön's."

S. 9 Z. 4. Den Vornamen Moritz hat Löns von seinem Urgroßvater und Paten Moritz Bachmann.

S. 9 Z. 10. Meine Ausführungen über die Lönssche Vorfahrschaft gehen zum größten Teil auf Mitteilungen der Schwester des Dichters, Frau Buedel in Boston, Mass., zurück.

S. 9 Z. 19. W. de Witt, Hermann Löns, der Dichter, der Mensch, der Freund, Warendorf 1922, S. 8, erwähnt so neben=

Digitized by Google

her als den Lönsschen Stammsitz den „Lönjeshof“. Der Name mit der hannoverschen Heidjersprachen-Endung im Herzen Westfalens ist natürlich ein Unding. — Von seiner Stammesart sagt Löns: „Ich glaube, ich habe meinen Beruf verfehlt. Zigeuner, Indianer, Trapper oder so etwas ähnliches, das wäre das Richtige gewesen. Schade, daß ich meinen Stammbaum nur auf 200 Jahre zurückverfolgen kann. Ich bin überzeugt, ich stamme von einem altniedersächsischen Jäger oder Fischer ab.“ Siehe Aloys Müller, Literatur und Kunst, Beil. d. Süddeutsch. Zeitung 24. 9. 1920.

S. 10 Z. 16. Rudolf Löns, „Die Lönssche Art“, Hannover o. J., S. 12.

S. 10 Z. 21. Ebenda, S. 14.

S. 11 Z. 14. Ebenda, S. 46.

S. 13 Z. 1. Graf Cramer von Kronenbach. So hieß der erwähnte Türkenkämpfer aus der Ahnenreihe des Dichters, wie ich nachträglich aus einem Stammbaum der Familie Cramer sehe (nicht Kronenberg, wie Löns, Selbstbiographie, S. 17 angibt); er starb als österreichischer Generalfeldmarschall und war der Sohn des Apothekers Johann Henricus Cramer (1693—1753) und der Enkel des erwähnten Abraham Cramer (gestorben 1700).

S. 13 Z. 6. Ueber die Lebensdaten Bachmanns vergleiche die derzeitigen Verzeichnisse der Preußischen Obergerichtsräte. Bachmann studierte, soweit ich sehe, auf den Universitäten Gießen und Greifswald. Seine Enkelin, Frau Geheimrat Waldeck in Münster, bewahrt noch ein Tagebuch Bachmanns aus dieser Zeit.
Zu seinem 50. Dienstjubiläum, das er am 6. Septb. 1853 beging, promovierte ihn die juristische Fakultät der Universität Gießen zum Ehrendoktor; nach dem Wortlaut des Diploms wurde ihm diese Ehrung zuteil als dem „humanissimo iustitiae et juris doctrinae cultori de iisdem tum iure dicundo tum exemplo suo insigniter merito almae nostrae Ludovicianae ante haec decem lustra alumno“.

Digitized by Google

S. 13 Z. 26. Zu Bachmanns „Seherin“:
Auch mit dem „Geisterseher“ Schillers, dessen Werke Bachmann aufs innigste vertraut waren, hat die schöne, wirkungsvolle und — wenn man von dem eingeschobenen, die einschlägige Literatur in Dialogform behandelnden Mittelstück absieht — klarlinige und sozusagen natürliche Bachmannsche Erzählung keine Berührungspunkte. Dagegen hat seine Novelle „Mandragora“ (Arminia S. 125 ff.), die, wie der Titel besagt, von einem Alraunkästchen handelt und in deren Mittelpunkt der gelehrte, seltsame, aber menschenfreundliche Kanonikus Wundermann steht, mit ihrer Freude an Orakelei, Kabbalistik und wunderlichen Szenen, viel Verwandtschaft mit Schillers „Geisterseher“.

S. 14 Z. 6. Einige seiner Decknamen lüftet Bachmann selbst in dem „idyllischen Gedicht“: „Der ästhetische Tee“ oder „Goethes Geburtstag“, das er unter dem Namen „Freimund Waller“ in den „Kränzen“ S. 139—159 veröffentlichte; da heißt es:

. . . „Ich weiß, daß Sie unter den Namen
Waller, Hilar, Peregrin und andern in vielen Journalen
Durch Novellen uns oft und Gedichte erfreun.“

Waller, Freimund = Bachmann, Moritz, von E. Weller im Lexicon pseudonymorum erwähnt; s. auch Andreas Gottfried Schmidt, Galerie deutscher pseudonymer Schriftsteller, vorzüglich des letzten Jahrzehnts. Ein Beitrag zur neuesten Literaturgeschichte. Grimma 1840.

S. 14 Z. 10. Der verschollenen Bachmannschen Zeitschrift „Das Nordlicht“ tut Julius Schwering in dem Aufsatze „Dichtung und Sage in und um Corvey“ (Heimatblätter der Roten Erde III. [1922], S. 157) Erwähnung.

S. 14 Z. 18. Vgl. Karl Knebel, Nikolaus Meyer als Freund Goethes und Förderer des geistigen Lebens in Westfalen. Dissertation Münster 1908, S. 78.

Digitized by Google

S. 15 Z. 8. Moritz Bachmann ist auch ein Anreger der Weberschen Muse geworden. F. W. Webers Gedicht „An die Volkspoesie“ geht wohl auf Bachmanns „Frau Sage“, Gunloda 1833, S. 5, zurück, wie das Schwering, Weber-Biographie S. 183 nachweist. Ein Exemplar der Gunloda fand sich noch im Nachlasse des Dreizehnlindendichters. (s. M. Peters, F. W. Webers Jugendlyrik auf ihre literarischen Quellen und Vorbilder untersucht usw. Paderborn 1917, S. 13 ff.) — Ebenso dürfte die allegorische Dichtung „Thuiskonas Klage“ (zum Teil abgedruckt bei Maria Peters, a. a. O, S. 23 ff.), die Weber als Paderborner Primaner verfaßte, durch Bachmanns idyllisches Gedicht „Herwarth und Hilda“ beeinflußt sein. Hier mag man auch das von M. Peters vergeblich gesuchte Vorbild für die Namen „Thuiskona“ beziehungsweise „Teutna“ suchen; unter dem Namen „Teutonia“ wird nämlich in diesem Bachmannschen Idyll Deutschland gleichfalls allegorisiert. — Auch auf das Stoffgebiet der „Lieder von Teutoburg“ ist der junge Weber sicherlich durch die Bachmannschen Taschenbücher geleitet, in denen neben Bachmann auch Franz Hemmer mit Vorliebe altdeutsche und romantische Stoffe behandelte. M. Peters a. a. O. und M. Speyer, Friedrich W. Weber und die Romantik, Regensburg 1910, suchen den Weg zu diesen Liedern einzig über Uhland. Das mag für die formale Gestaltung stimmen. Stofflich stehen die „Lieder von Teutoburg“ den Gesängen der Paderborner Poeten viel näher. In der Gunloda 1832 steht eine ganze Gruppe von Gedichten unter dem Titel „Unsere Vorzeit“, insbesondere auf „Teutoburgs waldige Höhen“ stößt man schon auf S. 91.

S. 16 Z. 17. Das Zitat über den Goetheschen „Exotenkram“ aus einem Löns-Briefe vom 21. 4. 1912 an W. de Witt; vergleiche auch W. de Witt, a. a. O. S. 40.

S. 17 Z. 8. Bachmann = Philydor über Schmidt von Werneuchen und Goethe in „Erinnerungen an die Arminiusquelle“, Arminia, S. 16. — Ueber Goethes

„Musen und Grazien in der Mark“ s. Heinrich Viehoff, Goethes Gedichte erläutert und auf ihre Veranlassungen, Quellen und Vorbilder zurückgeführt II. Bd. Düsseldorf 1847, S. 253 ff. Auch A. W. Schlegel hat denselben Schmidt in einem Atem mit Johann Heinrich Voß und Matthison in einem satirischen Wettgesange verspottet.

S. 17 Z. 7. Alex Bachmann veröffentlichte mehrere Gedichte in der Gunloda 1832 und 1833. Von den poetischen Versuchen der Tochter ist, worauf ich aufmerksam gemacht wurde, in irgend einer Immermann-Ausgabe die Rede; ich konnte die Stelle noch nicht finden.

S. 17 Z. 16. Rudolf Löns, a. a. O. S. 16.

S. 17 Z. 26. Ebenda, S. 23 f.

S. 19 Z. 26. Die selbstbiographische Skizze veröffentlichte Löns unter dem Titel von „Ost nach West“ im Eckart 1909, (IV), Heft 1; sie ist dann — aber nicht ganz korrekt — im „Lönsgedenkbuch“ (Verlag Gersbach, Hannover) S. 211 ff. wiedergegeben und letzthin in einem selbständigen Büchlein erschienen. (Berlin 1921); ich zitiere nach dieser letzten Ausgabe. — Die Selbstbiographie muß stellenweise unter Kritik benutzt werden; vergleiche Wilhelm Deimann, H. Löns als Dichter, Rheinisch-Westfälische Zeitung Nr. 918 vom 14. 12. 1920.

Wertvolle und gründliche Mitteilungen über die Deutsch-Kroner Jugendzeit des Dichters verdanke ich seinem Jugendfreunde Herrn Lehrer Neumann in Deutsch-Krone.

Des Dichters Knabenzeit spiegelt sich wieder in dem Gedichte „Kartoffelfeuer“, deren weiße das Land bedeckende Schleier teure Erinnerungen in ihm wecken:

„. . . O Hannes mit knallroten Spitzbubenhaaren,
O Wolf mit dem pechschwarzen Lockenkopf,
Ich selber, ein Nichtsnutz von dreizehnhalb Jahren,
Mit Kletten und Disteln im flachsblonden Schopf.

Digitized by Google

Barfüßig, barköpfig, zerrissene Hosen,
Am Knie schimmert durch die bräunliche Haut —
O herrliche Zeit, wo mit sorgenlosen
Blauaugen ich keck in die Stunden geschaut.

Kein Wasser zu tief, zu hoch keine Eiche,
Kein Apfel zu sauer, kein Vogel zu flink —
In unserm frechfrohen Raubkönigreiche,
Da wurde geknechtet, was mit uns nicht ging.

Die Katzenjagd stand bei uns mächtig in Blüte,
Es mieden die Hunde sehr schnell unsre Näh,
Dem Flurschützen war'n wir ein Dorn im Gemüte,
Dem Obstbaumbesitzer ein fressendes Weh.

Im Buchwald am Seerand, da war eine Ecke,
Von Weiden umwuchert, von Dornen geschützt:
Wir brieten in sicherem Räuberverstecke
Uns dort die Kartoffeln, die wir uns stibitzt.

Wir rauchten getrocknete Wallnußbaumblätter
Aus Pfeifen, geschnitzelt aus Ellernholz,
Und fühlten uns selig, wie Helden und Götter,
Wir Fürsten der Wildnis, verwegen und stolz.

Wir hauten uns auch, daß die Haare so flogen
Und blaubeulig wurden Kopf und Gesicht,
Und wurde dafür dann auch Wichse bezogen
Zu Haus' vom Papa, das genierte uns nicht ..."

(Junglaub, S. 28 ff.)

S. 23 Z. 23. Frau E. Löns-Erbeck „Meine Erinnerungen an Hermann Löns," erzählt S. 41, Löns' Vater habe „die riesigen Jagden in Deutsch-Krone gepachtet, ganze Wälder mit ihren Seen". Das stimmt nicht. Der Oberlehrer Löns besaß keine Jagd. Wenn Hermann Löns das erzählt hat, war es Jägerlatein. Was er über seine Deutsch-Kroner Jagderfolge hin und wieder in seinen Schilderungen durchblicken läßt, ist eben dichterische Freiheit, wenn wir es nicht auch lieber Jägerlatein nennen wollen. Er besaß nicht

Digitized by Google

mal einen Jagdschein in Deutsch-Krone. Man braucht ihm solche kleinen Zugeständnisse an seinen späteren Ruf als Jagdschriftsteller nun nicht als Unwahrhaftigkeit anzukreiden; denn in diesen Dingen hat ja selbst der ehrenfesteste Graubart ein je weiteres, desto lieberes Herz.

S. 24. Z. 12. Nicht schrieb er, wie E. Schäff, „Hermann Löns als Forscher", Schütting 1910, S. 67 irrtümlich angibt, eine Wirbeltierfauna Deutsch-Krones.
In der Einleitung zu den „Malakozoologischen Erinnerungen an Deutsch-Krone" sagt Löns: „In meiner Heimatstadt Deutsch-Krone, wo ich 16 Jahre verlebte und die ich im Herbst 1884 verlassen mußte, habe ich den Mollusken nur eine geringe Aufmerksamkeit geschenkt und nur das bestimmt, was mir beim Sammeln von Pflanzen und Insekten unter die Finger kam. Da aber meines Wissens aus diesem Teile Westpreußens noch nichts hierüber bekannt ist, halte ich es nicht für überflüssig, das Wenige, was ich bemerkte, zu veröffentlichen. Viele der bei Deutsch-Krone gesammelten Arten befinden sich noch in meinem Besitz."

S. 25 Z. 9. Zitat aus der Schnurre „Teckliges, Allzuteckliges", wo er sein Inneres sich deutlich widerspiegeln läßt. Der zweckmäßige Meyer, Hannover 1917, S. 140 f.

S. 25 Z. 29. Ueber seine Neigung zum Umgange mit dem einfachen Volke siehe Selbstbiographie S. 9; vgl. auch „Das Zweite Gesicht", S. 208 ff; da heißt es von Hagenrieder u. a.: „Bei Annemieken war das anders, die lebte um ihn; weniger sie selber, als das, dessen Sinnbild sie war, als sein Volk, mit dem er sich eins fühlte."

S. 26 Z. 8. Das Deutsch-Kroner Abgangszeugnis Hermanns vom 27. 9. 1884 zeigt folgendes Bild seiner Leistungen: Betragen: gut; Aufmerksamkeit und Fleiß: ausreichend; Religionslehre und Deutsch: gut; Latein und Griechisch: befriedigend, schriftlich ausreichend; Französisch: wenig befriedigend; Geschichte,

Digitized by Google

Erdkunde, Naturwissenschaft: ausreichend; Mathematik und Rechnen: mündlich ausreichend, schriftlich noch schwach; Singen und Turnen: ausreichend.

S. 26 Z. 8. Vgl. Wilh. Deimann, Hermann Löns und seine Mutter, Tremonia vom 23. 12. 1920.

S. 28 Z. 26. „Die Seufzerlaube" steht in der Deutsch-Kroner Zeitung Nr. 66 vom 9. 6. 1891. Ebenda, Nr. 58, Beilage vom 21. 5. 1891, veröffentlichte er den

Radaunensee im Klotzow.

Es taucht aus rabenschwarzer, stiller Flut
Die dottergelbe, stolze Wasserrose;
Des Fliegenpilzes feuerroter Hut,
Der leuchtet grell aus sammetgrünem Moose.

Die düstern Kiefern stehen stramm und steif,
Zum Wasser bücken sich die schlanken Birken;
Durchs Unterholz zieht schwer ein Nebelstreif
Und läßt die weißen Birken zaubrisch wirken.

In wolkenloser, dunkelblauer Höh'
Kommt müden Flugs ein Reiher hergezogen —
Für einen Abend am Radaunensee
Gäb' ich den Rhein mit seinen goldnen Wogen.

S. 30 Z. 5. Zu den „Heimatklänge" vergleiche Friedrich Castelle, Einleitung zum „Junglaub", Hannover 1919, S. IX.

2. Sturm und Drang und Wanderjahre.

S. 34 Z. 4. Ueber seine Eindrücke in Paderborn siehe Selbstbiographie S. 16 ff.

S. 35 Z. 9. Von dem Münsterischen Paulinumsschüler erzählen L. Treu im „Lönsgedenkbuch" S. 43 ff. und Heinrich Speitkamp, „Meine Erinnerungen an Hermann Löns", Der Erzähler, Beilage zum Münsterischen Anzeiger, Nr. 15 vom 8. 2. 1921. Speitkamps Aufsatz enthält manche Irrtümer; vergleiche dazu Wilhelm Deimann, „Bemerkungen zu Hermann

Löns' münsterischer Zeit," ebenda, Nr. 21 vom 11. 4. 1921. Ueber den „springenden Hirsch" siehe Fr. Castelle, „Mit Hermann Löns auf Reisen", Tremonia, Nr. 282 vom 14. 10. 1917.

S. 36 Z. 1. Vgl. L. Treu im Lönsgedenkbuch.

S. 36 Z. 12. Das Zitat aus der Selbstbiographie, S. 18.

S. 36 Z. 30. Das Zitat aus der Selbstbiographie, S. 19.

S. 7 Z. 3. „Die Nebelkrähe", Junglaub, S. 17.

S. 38 Z. 13. Das Zitat aus der Selbstbiographie, S. 19.

S. 38 Z. 21. Ueber die Poesie der münsterischen Heide siehe neben Heinrich Harts Literarischen Erinnerungen auch sein Büchlein über „Peter Hille", Die Dichtung, Band XIV., S. .0f.

S. 39 Z. 15. Zu Bernhard von Galen vergleiche Hermann Schmitz, Münster, Berühmte Kunststätten, Band 53, Leipzig 1911, S. 129f.
Die Wallhecke, Da draußen vor dem Tore, Heimatliche Naturbilder, Hannover 1911, S. 24ff.

S. 53 Z. 1. Die Versetzungsergebnisse am Paulinum waren zu damaliger Zeit wenig günstig und erregten den Unmut der Elternschaft, wie aus einer Notiz der „Münsterischen Zeitung" vom 25. 4. 1884 hervorgeht; Ostern 1884 wurden annähernd 300 Schüler, über ein Drittel, nicht versetzt; siehe Deimann, Bemerkungen zu H. Löns' münsterischer Zeit.
Hermann Löns bestand sein Abitur nicht Herbst 1885, wie Speitkamp a. a. O. sagt, sondern Herbst 1886; siehe Verzeichnis der Abiturienten des Paulinums von 1884—1910 von Hölscher (im Jahresbericht des Paulinischen Gymnasiums für das Schuljahr 1900/10); darin unter Nr. 2960 „Hermann Löns, Schriftsteller in Bückeburg".
Mit der Stellungnahme des Abiturientenzeugnisses will sich das, was Löns gegenüber Treu und Apffelstaedt über die Engherzigkeit seiner Aufsatzlehrer am Paulinum und über sein Sitzenbleiben infolge Versagens im Deutschen Aufsatz erzählt hat (Lönsgedenkbuch, S. 96 und 82), schlecht reimen.

Digitized by Google

S. 84 Z. 18. Dieser — übrigens an Apffelstaedt gerichtete — Brief des Dichters abgedruckt im Lönskalender, hsg. v. F. Castelle, Warendorf 1921, S. 82.
Ein seltsamer Zufall wollte es, daß Wilhelm Busch bei seinen alljährlichen Verwandtenbesuchen in Münster dasselbe Haus und Zimmer bewohnte, in dem Hermann Löns mehrere Jahre gehaust hatte; s. Apffelstaedt, Lönsgedenkbuch S. 83.

S. 86 Z. 21. Der A. H. Cimbriae am Fuchsentische.

Ich bin als Fuchs nach Gryps gekommen,
Frisch von der Penne und recht krumm;
Ich war bekannt mit keinem Menschen
Und lief ganz dämelig herum.
An einem Sonntag stand ich einsam
Am Ryck beim Steinebecker Tor.
Ein Bursch mit rosenroter Mütze
Kam mir bedeutend vornehm vor.

Er trat zu mir und bat um Feuer
Und fragte: „Sind wohl ganz allein?
Gestatten Sie? Ich heiße Schindler
Und bitt' Sie, unser Gast zu sein!“
Ich staunte noch ob dieser Ehre,
Als er mich schon am Aermel nahm
Und mich zum Dampfer „Greif“ hinschleifte,
Der grade angepustet kam.

Es ging zuerst nach Wyk zum Kaffee
Und hinterdrein nach Eldena.
Ich wurde xmal angeprostet
Und wußte nicht, wie mir geschah.
Als ich am andern Tag erwachte
Mit einem finstern Riesenbrand,
Da funkelte auf meiner Weste
Das blanke Cimbernfuchsenband.

Vor meinem Bett stand unser Erster,
Der Herr von gestern, und sprach: „Nu!
Brummschädel, Fuchs? mach schnell dich fertig,
Sonst fliegst du schwer in den B. V.!“

Digitized by Google

S. 56 Z. 21. Er half mir meinen Dröhnkopf kühlen
Und schleifte mich zum Pauksaal fort
Und hinterher zum Vorfrühschoppen
Der Cimbern im Hotel du Nord.

Beim zweiten Schoppen sprach ich zagend:
„Aktiv sein darf ich aber nicht!"
„Fuchs, quatsche keinen blanken Bockmist!"
Schrie mir da Schindler ins Gesicht.
„Du hast um unser Band gebeten,
Ganz flehentlich, das wisse nur:
Halt deinen Rand und spinn 'n Ganzen
Und stehe gut auf der Mensur!

Laß dir die Jacke kürzer bauen,
Auch muß die Buchse enger sein.
Sonst sagt die Line zu der Mine:
„Kiek da, das krumme Fuchsgebein!"
Im andern Falle wird sie sprechen
Und Augen machen wie so 'n Lux:
„Kiek Liening, kiek, die Cimbern haben
Gekeilt sich einen forschen Fuchs!"

Ich hielt den Rand und trank den Ganzen
Und tat, wie unser Erster sprach,
Und hatte schon 'ne Kontrahage
Nachts um drei Uhr am andern Tag.
Nach vierzehn Tagen mußt ich fechten;
Wenn ich dran denke, wird mir dumm,
Ich konnte nix, doch mein Paukante
Focht mindestens noch mal so krumm.

Ich bolzte bös vor lauter Bammel,
In der Korona ward gelacht;
Daß ich ein „knapp genügend" kriegte,
Hätt ich mir nimmermehr gedacht.
Den Schmiß, den ich dabei gefangen,
Hab ich verhätschelt und gepflegt
So sorgsam, wie kaum eine Mutter
Ihr erstgeborenes Kindlein hegt.

Digitized by Google

Das war vor fünfundzwanzig Jahren;
Lang ist es her, so lang, so lang.
An meine Anning denk ich wieder,
Die ich so oft im Tanze schwang.
Hab' ihretwegen knallen müssen
Bei Krietenhagen in dem Wald.
Jetzt ist sie schon wohl mürb und müde,
Und ich bin grau und alt und kalt.

Ich will mich zu euch Füchsen setzen,
Dem Nachwuchs meiner Cimbria.
Es wird mir anders um die Rippen,
Wenn ich euch freche Bande sah!
Grau ist mein Haar, licht ist mein Scheitel;
Ach, Bockmist! Füchse, schreit: „Hurrah!"
Ich will mit euch mal wieder Fuchs sein;
„Es lebe unsre Cimbria!"

Bei einem Besuche in Greifswald im Julmonde 1913 hat Löns dies Gedicht den Cimbernfüchsen „von heute und immerdar" gewidmet. Er hatte es äußerlich ganz nach seiner Art zurechtgebastelt, es in grüne Pappe und grün-silberrosa Fäden selbst gebunden und mit Randvignetten in Gestalt von lauter roten stilisierten Füchsen und mit dem großen Cimbernzirkel geziert.

Eine kurze, liebevolle Schilderung von Greifswald hat Löns in den „Kiepenklaus" (Heidbilder S. 61) aufgenommen, die Erzählung von einem landfahrenden Kiepenflicker, der einstmals Student in Greifswald war. Da heißt es: „. . . Und nun wußte ich Bescheid. Herbe Seeluft umwehte mich, ich atmete den Geruch der Fischräuchereien und sah die drei alten Kirchtürme von Gryps vor mir, den langen Nikolaus, die dicke Marie und den kleinen Jakob . . ." Die Fabel der Erzählung selbst ist eine Göttinger Erinnerung, siehe Fr. Schn., Greifswalder Zeitung Nr. 223 vom 26. 9 1919.

S. 56 Z. 27. Thomas Hübbes Ausführungen in der Greifswalder Zeitung Nr. 232 vom 4. 10. 1919.

Digitized by Google

S. 61 Z. 19. Nach Mitteilung der Landsmannschaft Verdensia in Göttingen.

S. 63 Z. 5. Leberecht Treu über sich und sein Verhältnis zu Löns im Lönsgedenkbuch, S. 53 ff.

S. 63 Z. 8. Löns über Vormann in der Gastropodenfauna des Münsterlandes, Malakozontische Blätter, 1891, S. 126.

S. 63 Z. 15. Ueber Löns' Entdeckung der Aceca Menkeana siehe 14. Jahresbericht des Westfäl. Provinzialvereins für Wissenschaft und Kunst für 1885, S. 21.

S. 63 Z. 18. Kolbes Monographie der deutschen Psociden mit besonderer Berücksichtigung der Fauna Westfalens; Jahresbericht des Westfäl. Provinzialvereins f. W. u. K. 8. Jahresbericht für 1870, S. 73—142; über Kolbe siehe einiges bei Treu, Lönsgedenkbuch, S. 70 f.

S. 63 Z. 25. An Vorarbeiten für die „Gastropodenfauna des Münsterlandes" bzw. die Molluskenfauna Westfalens veröffentlichte Löns soweit ich festgestellt habe:

„Aceca Menkeana bei Münster." Jahresbericht des Westfäl. Vereins für Wissenschaft und Kunst für 1885, S. 21.

„Zur Kenntnis der Schnecken des Münsterlandes." Ebenda 1888, S 78.

„Nachtrag zur Molluskenfauna Westfalens." Ebenda 1889, S. 85.

„Zum Formenkreise des Arion subfuscus." Nachrichtsblatt der deutschen malakozontischen Gesellschaft 1890, S. 155.

„Tauben als Schneckenausrotter." Ebenda 1890, S. 193.

„Schaden von Limax cinereus." Ebenda 1891, S. 5.

„Succinea oblonga, Pfeifferi, putris, im Trocknen lebend." Ebenda 1892, Nr. 7 und 8.

„Vortrag über die westfälischen Nacktschnecken." Jahresbericht des Westfälischen Vereins für Wissenschaft und Kunst für 1890, S. 11.

Digitized by Google

„Vortrag über die Teichschnecken Münsters." Ebenda 1890, S. 32.
„Beiträge zur Mollusken-Fauna Westfalens." Nachrichtsblatt der deutschen malakozontischen Gesellschaft 1891, Nr. 7 und 8.
„Vögel und Binnenmollusken." Zoolog. Garten 1892, S. 49.
„Ergiebige Methode, kleine Wasserschnecken zu fangen." Nachrichtsblatt der deutschen malakozontischen Gesellschaft 1892, Nr. 3 und 4.
„Nachtrag zur Molluskenfauna Westfalens". Ebenda 1892, Nr. 9 und 10.
Später schrieb er noch: „Unsere Nacktschnecken". Kosmos, Stuttgart 1911, S. 326 ff.
In der Einleitung zur „Gastropodenfauna des Münsterlandes" heißt es: „Auch mir ist es nicht vergönnt, eine auf der Höhe der Zeit stehende Fauna zu verfassen. Deswegen erbitte ich für den hochtrabenden Titel dieser Arbeit Verzeihung. Ich gebe nur ein Skelett, nur weniges ist eigene Arbeit, aber überall ist strenge Kritik geübt. Aus allen möglichen Codices und Zeitschriften habe ich die Literatur zusammengescharrt und späteren Forschern das Nachschlagen erleichtert."

S. 64 Z. 10. Ueber das Urteil Eduard von Martens' siehe E. Schäff a. a. O.

S. 64 Z. 14. Löns über seine Nacktschneckenforschungen im Zweckmäßigen Meyer, Ein ekliges Tier, S. 76 ff; über seine Psocidenforschungen, ebenda, Das Geheimnis der Bücherlaus, S. 117 ff.

S. 67 Z. 25. Apffelstaedt über das Tagewerk des Studenten Löns in Münster, Lönsgedenkbuch, S. 86 f.

S. 69 Z. 4. Der Lönssche Aufsatz über Peter Hille unter dem Titel „Ein Zigeuner der Literatur" im Hannoverschen Tageblatt vom 11. 5. 1904.

S. 69 Z. 26. Von Albert Gierse gibt es ein Bändchen (trotz eines Lobgesanges auf den jungen Julius Hart als

Digitized by Google

den Wegbereiter einer neuen Poesie) meist abgestandener Gedichte „Meteore" 1878 und einen Band „Aesthetischer Studien" (Halle 1878).

S. 70. Z. 30. Ueber Hermann Landois' dichterische Werke s. Hermann Schönhoff, Geschichte der westfäl. Dialektliteratur, Münster 1920, S. 24 f.

Zu Landois-Löns vergl. Deimann, Hermann Löns und Westfalen, Heimatblätter der Roten Erde II, 1920, S 42 f. — Prümer beklagt sich in seinem Buche „Professor Landois", das er 1907 zusammen mit Marcus und Rade herausgab, daß niemand außer Reeker (in dem 34. Jahresbericht des Westfäl. Provinzialvereins für Wissenschaft und Kunst für 1906) der Verdienste Landois' gedacht habe. Sie haben die gediegenen, auf den eigentlichen Wesenskern dieses Mannes gehenden Aufsätze Löns' übersehen. — Auch sonst noch erwähnt Löns Hermann Landois, z. B. im „Ueberjäger" in „Kraut und Lot", Hannover 1911, S. 207. Mit Betonung nennt er sich wiederholt Landois' Schüler; so Niedersachsen IV, S. 296, oder in den „Hannoverschen Städtebildern", Hannov. Anzeiger 26. 9. 1897. — Ganz zu Unrecht verneint E. Treu, Lönsgedenkbuch, S. 96, den Einfluß dieses Mannes auf Löns. Was er Hermann Löns bedeutete, zeigt ein Blick in die genannten Aufsätze. In „Münsters volkstümlichster Mann", ursprünglich in Niedersachsen IV, 1899, S. 296 ff. veröffentlicht, heißt es: „Eine Besprechung für den literarischen Teil sollte es werden, als ich anfing zu schreiben, aber zu sehr hypnotisierte mich die kraftvolle Persönlichkeit, zu stark waren die Eindrücke, die aus der Erinnerung hervorquollen, als daß sie sich in den engen Raum einer kurzen Besprechung fügen wollten; der Stoff überschwemmte Deiche und Dämme und wuchs sich aus zu einem Bilde von dem Manne, der einer der besten Söhne Niedersachsens ist."

In dem Nachruf „Ein Kranz für Hermann Landois", Niedersachsen X (1905), S. 188, würdigt Löns die

Digitized by Google

S. 70 Z. 30. Bedeutung Landois' unter anderm mit folgenden Worten:

„. . . Er war der Punkt, um den sich die gesamte naturwissenschaftliche Heimatforschung drehte vom Jahre achtzehnhundertsiebzig bis jetzt . . . Die humoristische Seite seines Wesens ist in den Zeitungsaufsätzen so viel betont worden, daß der wahre Kern des Mannes darüber ganz vergessen wurde. Allerlei Schnurren und Döneken von ihm wurden zusammengesucht, allerlei lustige Streiche hervorgeholt, so daß die, die ihn nicht kannten, meinen mußten, daß Hermann Landois' Hauptbedeutung in seiner Schrullenhaftigkeit gelegeu habe, daß er nur deswegen so bekannt war. Das ist aber nicht so . . . Um in eine so schwer bewegliche, kaltblütige Bevölkerung, wie es die westfälische und besonders die münsterländische ist, wissenschaftliches Interesse hineinzubringen, dazu bedarf es starker Mittel, und bei dem hohen Sinn für Humor, den der Niedersachse hat, erreicht man dann am meisten von ihm, wenn man ihn von dieser Seite aus anfaßt. Das wußte Landois; denn er stammte aus dem Volke und kannte es, wie kein zweiter, und es war nur ein Zeichen seines praktischen Geistes, daß er bei allem, was er tat, schrieb und sprach, den Humor die Schalksnarrenrolle spielen ließ. Damit fing er die Leute ein, denen ein wirkliches wissenschaftliches Interesse abging, und auf diese Weise machte er sich die große Menge und ihre Geldmittel zugunsten der Erforschung seiner und ihrer Heimat dienstbar. So mancher, den nur Landois' Witze lockten, Mitglied der zoologischen Abendgesellschaft zu werden, wurde auf diese Weise ein opferwilliger Förderer und Mitarbeiter an den gemeinnützigen Bestrebungen Landois'. Hochmögende Gelehrte aus den hohen Regionen der vergleichenden Anatomie uud der einst allein seligmachenden Systematik haben die Nasen darüber gerümpft, daß ein Universitätsprofessor sich soweit herablassen konnte, der Leiter di.ettantischer Karne-

Digitized by Google

S. 70. Z. 30. valspossen zu sein und sich zum Hofnarren des Volkes hergeben. Abgesehen davon, daß Landois durch die Aufführung dieser Operettenpossen die Mittel zur Verbesserung und Verschönerung des westfälischen zoologischen Gartens in die Hand bekam, ist diese seine Tätigkeit für die Gemütsbildung der Westfalen gar nicht hoch genug einzuschätzen. Zu einer Zeit, als die deutschen Theaterdirektoren die Deutschen mit dem gemeinsten französischen Lustspielschund und dem überflüssigsten norwegischen Tragödienkram überfütterten, verstand es Landois, eine urheimatliche Bühne zu schaffen und damit den Beweis zu liefern, daß das deutsche Volksdrama Boden genug finden würde, erstickte man den Sinn dafür nicht gewohnheits- und gewerbsmäßig durch fortgesetzten Massenimport ausländischer Theaterware, die meist schädlich, immer aber für uns ganz überflüssig ist. — Also nicht vorwerfen soll man ihm, daß auf seine Veranlassung und durch sein Mitwirken „Jan von Leyden", „Söffken von Gievenbeck", „Madame Limoussin", „General Kaulbars" und wie die Stücke alle heißen mögen, in denen die kommunalen und lokalen Ereignisse Münsters mit denen der in- und ausländischen Politik in der tollsten Weise durcheinandergequirlt wurden, gedichtet und aufgeführt wurden, danken soll man es ihm; und wenn ihr literarischer Wert auch nur gering und ihre Form nur salopp war, sie haben sich in unzähligen westfälischen Herzen eine dauernde Erinnerung geschaffen und mehr wirklichen Nutzen gebracht, als der jetzt zum Glück völlig vergessene (!) Henrik Ibsen — Münster war die einzige deutsche Stadt nach Köln und Mainz, die jahrzehntelang ein eigenes Lokaldrama hatte; in Münster konnten die entweder verlogen sentimentalen oder ungeheuchelt schlüpfrigen, den Berliner Variététheatern und Tingeltangeln entkrochenen Leierkastenpossen- und Klavierzimmerhauer nicht Boden fassen, weil es in den Einlagen der Karnevalstücke der zoologischen Abendgesellschaft eigene bodenwüchsige Volkslieder erhielt. Und so

Digitized by Google

kann man sagen: Der Possendichter Hermann Landois ist vielleicht noch mehr wert, als der Naturforscher, denn er bewahrte sein Volk vor der von Berlin ausgehenden Verflachung des Empfindungslebens, an der ganz Deutschland so sehr krankt. Das darf Westfalen und Niedersachsen ihm nie vergessen."

S. 72 Z. 1. Ueber Löns und Westhoff siehe Wilh. Deimann, Hermann Löns und Westfalen, a. a. O. S. 144, sowie die „Bemerkungen zu H. Löns' münsterischer Zeit" a. a. O.

S. 72 Z. 18. Ueber das Naturgefühl und die münsterländische Literatur siehe Hermann Schönhoff, a. a. O. S. 14.

S. 72 Z. 27. Ueber Annette-Löns siehe auch Castelle, Lönsgedenkbuch, S. 19.

S. 75 Z. 27. Mit zum Teil denselben Worten charakterisiert sich Liliencron selbst in seinem Spiegelbilde Kai im Roman „Leben und Lüge" (Ausgabe, besorgt von R. Dehmel VI, S. 318, die einen übrigens alle Nase lang im Stiche läßt; die wissenschaftliche Arbeit nach Art der „zünftigen" Literarhistoriker hat doch immer noch was für sich, trotz allen Nasenrümpfens über die „Wissenschaft des Nichtwissenswerten").
Zu Löns-Liliencron siehe auch Löns-Erbeck, S. 11f. — Vorfrühling an der Ostsee, Junglaub S. 11.

S. 77 Z. 7. Die Handschrift der Lönsschen Jugendgedichte befand sich Jahrzehnte hindurch in den Händen Apffelstaedts; ich habe sie darum in bisherigen Abhandlungen über Löns auch nach Apffelstaedt benannt. — Hans Gäfgens Bemerkungen über Ursprung und Zweck des Jugendmanuskriptes (Magdeburger Zeitung vom 29. 12. 1920) sind irrig.

S. 80 Z. 25. Westfalens Tierleben hg. von Landois 1883, ein Buch, das sicherlich zu den ersten von Löns in Münster durchstudierten gehört, bringt gleich in seinen einleitenden Seiten den Anfang aus Annettens „Schlacht im Loner Bruch" und bezieht sich

Digitized by Google

auch sonst noch öfter auf die Dichterin. Landois war wie seine ganze Umgebung ein begeisterter Verehrer der Droste; von ihm rührt auch eine Schrift her „Annette von Droste-Hülshoff als Naturforscherin“, Paderborn 1890.

S. 82 Z. 19. Der Lönssche „Galgenberg“ ist zitiert nach der ersten Fassung des Grotemeyerschen Heftes, Münster 1886; eine andere steht im Junglaub, S. 84.

S. 85 Z. 15. Zu Eduard Jahn siehe Kürschners Deutschen Literaturkalender auf das Jahr 1908.

S. 87 Z. 19. Löns' „Trunkenbold“, veröffentlicht in der „Gesellschaft“ Mai 1890, S. 618, auch im Junglaub S. 48.

S. 88 Z. 15. Die Bedeutungslosigkeit der Greifswalder Zeit behauptet fälschlich Speitkamp a. a. O.

S. 88 Z. 21. Zu Göttingen vgl. auch die Anmerkung auf S. 132.

S. 90 Z. 15. H. Schauertes Ausführungen (Hermann Löns, Sein Leben, sein Schaffen und seine Werke, Dortmund 1920², S. 31ff.) über die dichterische Entwicklung von Hermann Löns sind zum mindesten unklar. Der Satz: „Die damals in der Literatur ausgebrochene Revolution focht ihn nicht an“ ist eine ganz unmögliche Behauptung, die wohl aus falscher Interpretation der, wie bemerkt, mit Vorsicht zu gebrauchenden Lönsschen Selbstbiographie erwachsen ist. Die literarische Umwälzung der 80er Jahre hat den jungen Dichter, wie auch die von mir zum Abdruck gebrachten Gedichte beweisen, in unerhörter Weise angefallen und ihn ein Jahr lang durch und durch geschüttelt; und wenn er auch der Moderne und vor allem der naturalistischen Mache dann in schnellem Entschlusse den Rücken kehrte, von den künstlerischen Erkenntnissen, die sich aus der Bewegung des jungen Deutschland für die Welt der Geister kristallisierten, ist selbstverständlich auch Löns in seinen späteren Werken abhängig.

Digitized by Google

S. 91 Z. 15. Vom gleichen Geiste wie „Das Neue Lied“ ist das Gedicht „Romantik“, das sich in grober Tonart gegen Romantik, Rittertum und Mittelalter wendet.

Das ist die alte Ritterburg,
Sie liegt in Schutt und Trümmern,
Der blanke Vollmond lacht hindurch,
Die Schleiereulen wimmern.

Dort oben hauste der Räubergraf
Mit all den zünftigen Possen,
So bieder ritterlich und brav,
Doch nur gegen Standesgenossen.

O edelromantischer Rittersport,
In Dorn und Dickicht zu lauern,
In Keller und Kerker zu schleifen fort
Die wehrlosen Bürger und Bauern.

Der Dichter beschwört den Bundschuh, der die Burg in Trümmer legte, und schließt mit den Strophen:

O Mittelalter, Gutenacht!
Wie schade, daß du verschwunden!
Gern hätt' ich das Pereat ausgebracht
In glühenden Versen den Hunden.

Wir ziehen mit Gaudeamus vorbei,
Es schwinden im Dunkel die Trümmer —
Ein letzter, gellender Eulenschrei,
Es klingt wie Grafengewimmer.

(Grotemeyersches Heft, Mai 1890.)

Ein weiteres literarisches und politisches Bekenntnis von Wucht ist das Lied:

An die Ungezeugten.

Euch, welche noch zum Leben nicht
Der Samen hat geweckt,
Euch, die noch vor dem grellen Licht
Der Mutterleib bedeckt,

Digitized by Google

Euch gilt unser Schreiben und Streiten,
Die Wege euch vorzubereiten.

Wir schwingen mit Begeisterung
Das scharfe Wahrheitsbeil
Und hacken, roden Stamm und Strunk
Vom Urwald „Vorurteil",
Damit ihr freie Wege wandelt
Und ohne Hindernisse handelt.

Wir fasten und wir frieren gern
In Schmach und Schmutz gebannt,
Uns stählt ein heller Hoffnungsstern
Die arbeitsschwarze Hand,
Was liegt an uns Verlornen,
Es leben die Ungebornen.

Ein freies, schönes Menschengeschlecht,
Gottähnlich sollt ihr sein,
Ein einigstarkes Liebesrecht
Wird euer König sein.
Amen! Und diesen Glauben
Soll uns kein Knechtmensch rauben.

(Grotemeyersches Heft, August 1890.)

Wegen der Veröffentlichung dieses Gedichtes in der „Gesellschaft" soll der Bruch mit dem Vater erfolgt sein. Ich konnte das Gedicht in der Zeitschrift jedoch nicht finden.
Von Kraftlosigkeit der Lönsschen Jugendlyrik kann (gegenüber Schauerte, a. a. O. S. 81) doch wirklich keine Rede sein, im Gegenteil, eine ganz unbändige Feuergewalt, so stark wie bei den stärksten der damaligen Zeitdichter, entlädt sich hier in kraftvoller Form. Schauertes gegenteiliges Urteil fußt wohl lediglich auf dem „Junglaub", das eben nicht ausreichend charakteristisch für die Lönssche Jugendlyrik ist, immerhin aber auch nicht den Eindruck von Kraftlosigkeit macht.

S. 92 Z. 20. Theobald Nöthig „Zukunftspoesie" Gesellschaft 1890, S. 1455; Gustav Falke „O, bitt' euch, liebe

Vögelein," ebenda 1890, S. 546; dieselben Gedanken noch in Löns' „Nur vorwärts auf dem Siegeswege" (Grotemeyersches Heft) und Bruno Tellheims Sonetten (Gesellschaft 1890, S. 1575).

S. 94 Z. 11. Die Verse aus M. C. Menghius „Glückliche Liebe," Gesellschaft 1890, S. 857. Die Verse aus dem Gedichte „November" des Grotemeyerschen Heftes, Herbst 1889. Löns' „März" im Maiheft der Gesellschaft 1890, S. 690.

S. 95 Z. 16. Die zitierten Verse aus M. G. Conrads Gedicht „Stimmt an!" Gesellschaft 1890, S. 1521.
Das Wort vom Haß spielt an vielen Stellen der Lönsschen Werke eine Rolle. Im „Maifrost" (Junglaub, S. 74) sagt er: „Die Liebe bleibt ewig ein Weh und ein Ach, Gesundheit und Kraft liegt im Hassen."

S. 96 Z. 7. Dieselbe aufreizend revolutionäre Weise wie im „Hymnus" schlägt Löns in „Blut und Eisen" an.

S. 101 Z. 10. Im „Oktober" nimmt der Lönssche Materialismus ein fatalistisches Antlitz an; es heißt da von der Menschheit:

„. . . Ein Hoffnungsnebel hält sie all umfangen,
Durchschimmern sehn sie ihren Zukunftsbau,
Vor meinen Augen ist der Dunst zergangen,
Und ich weiß längst, daß alles schwarz und grau.

Vor meinem Blick zerriß der Nebelfetzen,
Und was ich sah, war schlimmer als der Tod;
Denn grausig, wie der Babylonier Götzen,
Hat mir die Unbefried'gung zugedroht.

Kein Lebensweg führt an ein festes Ende,
Ende jeden Strebens — eine Kluft,
Nach festem Boden fassen deine Hände
Und fassen haltlos in die graue Luft.

So große Worte und so kleine Triebe!
Der Ruhm — die Sucht, ein größrer Narr zu sein,

Digitized by Google

Bemäntelter Geschlechtstrieb — das heißt Liebe,
Die Wissenschaft — nutzlose Spielerein.

Und wenn du auch ein großes Ziel erstritten
Und dich stolzlächelnd in das Grab gelegt —
Ach, Millionen haben schon gelitten,
Gleichgültig ist die Zeit vorbeigefegt.

Ach, Weltverbesserung und Mitleidsschmerzen,
Sie stopfen nicht das unheilbare Loch,
Es bluteten Millionen Menschenherzen,
Und Millionen werden bluten noch.

Und Hunger, Wahnsinn, Morden, Lügen,
Die werden sein, solang die Welt besteht —
Drum hüll dich ein in Hoffen oder Glauben
Und laß es ruhig gehen, wie es geht."

(Grotemeyersches Heft, Oktober 1890.)

S. 102 Z. 6. Die gleichen Gedanken wie in den Schlußversen von „Ich" kommen zum Ausdruck in der oft zitierten „Abendsprache" Lönsbuch S. 170. In diesem Zusammenhange sei noch die letzte Strophe des Gedichtes „Kopf oben!" zitiert:

„. . . Und kommt die Zeit an dich zu sterben,
Erheb kein großes Wehgeschrei,
Jedwedes Leben muß verderben
Und eingehn in das Einerlei;
Steh auf — ein Schwarm von neuen Gästen
Der drängt dich weg aus deinem Raum,
Du zahlst noch lange nicht am besten,
Geh ab und schlaf' den ewgen Traum.

(Grotemeyersches Heft.)

S. 102 Z. 13. Frau Löns-Erbeck irrt, wenn sie gelegentlich meint, die pessimistische Schlußstrophe des Gedichtes „Goldammer und Ortolan" sei erst „nach Jahren" dem Gedichte angehängt Sie stammt nach Ausweis des Grotemeyerschen Heftes schon aus dem Jahre 1889 (13. Dezember). Hier ist sie als vierte

Digitized by Google

Strophe bezeichnet, während die dritte durch Gedankenstriche gebildet ist, und lautet:

„Die Luft ist heiß, ich schleppe mühsam
Die Füße durch der Landstraße Staub,
Kein Hoffen im Herzen, keine Angst zu sterben,
Und alles bedeckt weißgrauer Staub.
Vom trocknen Ebereschenzweig
Stimmt müde, matt und schmerzensreich
Der Ortolan
Sein Liedchen an . . .
Fort mit dem Liede:
‚Ich bin müde —!‘“

Die Strophe steht nach Ueberfeilung auch bereits in der nur zweistrophigen Fassung des Liedes in Niedersachsen I, S. 270 vom 1. Juni 1896. Löns, der seine Gedichte gern für besondere Fälle verwandte und umwandelte, wird seiner Gattin nur die ersten hellen Strophen überreicht haben; vgl. das Gedicht „An sie, die mich liebt.“ S. 146.

S. 103 Z. 15. zitiert aus dem Gedichte „Juli“ des Grotemeyerschen Heftes 4. 12. 1889.

S. 104 Z. 26. Das gleiche Zufluchtsuchen bei der Natur in Annettens „Lebt wohl“, das sie Levin Schücking und Luise von Gall nachruft. (Schwering, Annette-Ausgabe I, S. 301.) Vgl. hiermit auch das oben S. 101 abgedruckte Lönssche Gedicht „Ich.“

S. 105 Z. 6. und 17. Die Verse wie die folgenden aus dem Gedichte „Im Kohlenrevier“ (Junglaub, S. 60 ff), im Grotemeyerschen Hefte „Dortmund“ betitelt.

S. 113 Z. 17. Mit einer seltsamen Lust überläßt sich Löns den Todes- und Verwesungsvorstellungen, siehe die auf S. 143 erwähnten Gedichte oder den

Juli.

Weißglühende Sonne und staubige Luft,
Kopfschmerzen und müde Glieder,
Verstaubt und grau sind Blumen und Blatt,
Verstummt sind Lachen und Lieder.

Digitized by Google

Ich liege bewegungslos im Gras,
Ein Leichnam mit Fühlen und Denken —
Wann wirst du, launische Dame Natur,
Uns Blitz und Regen schenken?

Ein abgeflatterter Schmetterling
Zuckt neben mir mit den Schwingen,
Ich trete ihn tot — das Leben kann
Ihm doch keine Freuden mehr bringen.

Ein saurer, fauliger Schweißgeruch
Steigt auf aus allen Teichen,
Als wollte aus einem entstellten Leib
Das Leichengas entweichen,

Und Gähnen durchzieht die Lebewelt,
Ein Lechzen nach Tod und Ruhe —
Jetzt mache den Deckel auf den Sarg,
Natur, und schließe die Truhe.

Den armen Menschen zum mindesten
Darfst traumlose Ruhe du geben,
Ein fauler Witz ohne Saft und Kraft
Ist das ganze menschliche Leben.

(Grotemeyersches Heft 4. Nr. 1889.);

ähnlich im „Sommer", wo er dem gutgetroffenen Bilde eines glühheißen Sommertages, in dem er mit schlaffen Gliedern in „süßer Müdigkeit" ausgestreckt liegt, die Schlußnote gibt:

O Grabesschlaf, wollüstiges Genießen;
Wenn dieser müde Menschenleib verwest,
Wenn die Atome auseinanderfließen
Und Glied von Glied sich reckend, dehnend löst.

(Grotemeyersches Heft, Juni 1890.)

S. 118 Z. 10. Das Gedicht „Hoch oben auf dem Lebensfelsen" arbeitete Löns um und widmete es unter der Ueberschrift „An sie, die ich liebe" seiner ersten Braut (s. Löns-Erbeck a. a. O. S. 18). Ursprünglich,

Digitized by Google

S. 118. Z. 10. in der Grotemeyerschen Handschrift, hatte es jedoch — die Darstellung des Junglaub-Herausgebers (Vorwort, S. XII) ist irrtümlich — die Ueberschrift „An sie, die mich liebt“ und war von Hause aus einem unbestimmten allgemeinen Sehnsuchtsbilde geweiht, wie aus der ganzen Tonart und insbesondere aus den ursprünglichen, vom Junglaub abweichenden Wortlaut der dritten Strophe im Jugendmanuskript hervorgeht:

„. . . Ich bück' mich nieder zu den Blüten
Und stärke mich mit Duft und Tau,
Deswegen sollst du mir nicht zürnen,
Du unbekannte schöne Frau.“

Ein andermal hieß der Titel „An sie, die ich lieben werde“ (nach Aussage eines erhalten gebliebenen Verzeichnisses seiner münsterischen Gedichte), auch ein Beweis, daß es ursprünglich die Apostrophe eines Idols war.
Eine Variation desselben Gedankens ist

Die blaue Blume.

Sie, die mich liebt, wo finde
Ich sie, die träumt von mir,
Bußopfer oder Sünde,
Was führet mich zu ihr?

Sie, die mich liebt, ich gehe
Vielleicht an ihr vorbei
Und lache und verstehe
Nicht ihren Hungerschrei.

Sie, die mich liebt, wir werden
Vielleicht uns niemals sehn,
Ihr letzter Hauch auf Erden
Wird mich vielleicht umwehn.

Sie, die mich liebt, am Ende
Ein Traum, der bald zerstiebt,

Digitized by Google

Eines armen Mannes Legende
Von jener, die ihn liebt.

(Im Faksimileabdruck dem „Lönsbuche" Hannover 1916 vorangesetzt.)

Dies Gedicht dedizierte er seiner zweiten Gattin; aber es war schon im gleichen Monat wie „Hoch oben auf dem Lebensfelsen", im Mai 1900, geschrieben und steht genau so — nur die Ueberschrift heißt: „Die mich liebt" — im Grotemeyerschen Hefte.
In diesem Zusammenhange erinnere ich an die Worte, die der Dichter im „Zweiten Gesichte" Helmold Hagenrieder zu Swaantje sagen läßt: „Ich liebe dich seit sieben Jahren. Ich habe dich vom ersten Tage an geliebt. Ich habe dich schon geliebt, ehe daß ich dich kannte, ehe daß du lebtest." (S. 61.)

S. 115 Z. 16. Löns' „Flugsand" Junglaub, S. 57.

S. 116 Z. 7. Vgl. auch Löns-Erbeck, a. a. O. S. 10 ff.

S. 116 Z. 24. Die Begleichung einer Bürgschaft für einen Freund war nicht der Grund, der Löns sein Studium aufgeben und ins Zeitungsfach springen hieß (gegenüber F. Sch. in der Greifswalder Zeitung 20. 9. 1919).

S. 118 Z. 16. Den „Herbst" veröffentlichte er noch einmal in Niedersachsen II S. 94 (15. 12. 1896).

S. 119 Z. 18. Vgl. Hellmuth Culmann im „Pfälzer Land" vom 2. 12. 1921.

S. 120 Z. 1. Nach Culmanns Ausführungen, die den Eindruck der Sorgfalt machen, trat Löns bei seiner Rückkehr nach Kaiserslautern der Sozialdemokratischen Partei als Mitglied bei. Inwieweit das richtig ist, entzieht sich meiner Beurteilung. Mir jedenfalls wurde bei meinen persönlichen Nachforschungen in Kaiserslautern, die vor dem Culmannschen Aufsatze liegen, von den zuständigen Persönlichkeiten, u. a. von dem bayrischen Landtagsabgeordneten Herrn Clement so berichtet, wie im Haupttext angegeben ist — Culmann erzählt u. a., die damaligen Kaiserslauterner Genossen hätten es dem

Digitized by Google

S. 120 Z. 1. „Hermännche" schwer verübelt, daß er in die Redaktion der „konservativen" (!) „Hannoverschen Zeitung" (!) übergetreten sei. Doch ging Löns ja, was bisher nirgendwo erwähnt wurde und auch Culmann unbekannt gewesen sein dürfte, erst zur sozialdemokratischen „Reußischen Volkszeitung" und dann erst als Berichterstatter an den „Hannoverschen Anzeiger". Treus Mutmaßungen (Lönsgedenkbuch S. 74) über die Ursachen des Abbruches der Kaiserslauterner Tätigkeit sind nicht richtig. Löns hatte an der „Pfälzischen Presse" gar keinen selbständigen Posten, war weder Chefredakteur noch Schriftleiter für Politik. Seine Mitarbeit erstreckte sich unter scharfer Aufsicht in der Hauptsache auf das Feuilleton und den lokalen Teil; für diese Aufgabe brachte er sicherlich die nötigen Anlagen und Fähigkeiten mit.

Das Lichtbild nach S. 96, das mir Herr Professor Dr. Apffelstaedt gütigst zur Verfügung stellte, zeigt Löns als Göttinger Verdensen, nicht, wie in „Hannoverland" 1916, S. 141 angegeben ist, als Greifswalder Cimbern.

Das Bild nach S. 48 verdanke ich der Freundlichkeit der Frau Geheimrat Waldeck in Münster.

Digitized by Google

Namensverzeichnis.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlag von Gebrüder Lensing in Dortmund

Meine Erinnerungen an Hermann Löns

von

Elisabeth Löns-Erbeck

In Pappband gebunden z. Zt. 19,— Mark
In Halbfranz „ „ 52,— Mark

Pressestimmen:

Die diese Erinnerung aufgeschrieben hat, ist seine erste Gattin, die jetzt in ganz bescheidenen Verhältnissen in Hannover lebt, aber ihr kleines Heim zu einer echten Gedenkstätte für den gestaltet hat, den zu lieben sie nie aufgehört hat und mit dem sie wahrhaft glücklich gewesen ist. Mitveranlassung zur Herausgabe dieser Gedenkblätter ist ohne Zweifel die Absicht gewesen, das Gerücht zu zerstreuen, als sei diese erste Ehe unglücklich gewesen. Die Verfasserin löst die Aufgabe in nicht nur überzeugender und beweiskräftiger, sondern auch in außerordentlich feiner und taktvoller Weise. Über den Grund der Trennung dieser Ehe — der nur wenigen bekannt ist — sagt sie gar nichts. Aber sie duldet nicht, daß jemand einen Stein auf ihren Gatten werfe oder die reine Natürlichkeit seines Herzens in Zweifel ziehe. Sachlich ist das Buch eine Kette von Erzählungen und Episoden aus dem alltäglichen Zusammenleben der beiden Gatten; Erzählungen und Stimmungsbilder, die uns gerade in ihrer ungesuchten Ursprünglichkeit wertvolle Einblicke gewähren in das Seelenleben unseres Heidedichters, da er noch nicht innerlich gebrochen war — von der Verlobung bis zur Trennung. Am Eingange des Buches finden wir ein gutes Bild des Dichters, etwa aus seinen dreißiger Jahren; in der Mitte eines von ihr, der Verfasserin. Man darf das kleine Buch als einen Beitrag zum Löns-Studium bezeichnen, der nicht wohl entbehrt werden kann; es wird ohne Frage seinen Weg machen. Hamburger Nachrichten.

Hier beschreibt schlicht und fast objektiv eine liebende Kameradin die ersten Jahre ihrer glücklichen Dichterehe in Münster, die erste Zeit eines reifenden Künstlers in Hannover, mit all jener sachlich-warmen Selbstverständlichkeit, mit der das Weib die Lebensart des geliebten Mannes stets begleitet. Sie räumt mit kolportierten falschen Märchen auf und beschreibt die Chronik eines Menschen, der bürgerlich korrekt, gerade deshalb auch den hohen Flug über alles Kleinliche hinweg wagen durfte. In diesem Büchlein ist daher auch für jeden ernsthaften Löns-Forscher reiches Quellenmaterial zu finden. Man liest in diesem neuen Erinnerungsbuch nicht nur über den Dichter, sondern ist Gast zugleich in einer Familie, der das Deutschtum nicht Politik, sondern Herzenssache war. Jenes Deutschtum reiner Pflichterfüllung, strenger Tradition und gläubiger Zuversicht. Jedem wahrhaften Freund eines für unser Vaterland gefallenen Dichters hat mit diesem Buch Elisabeth Löns-Erbeck ein dankbares Vermächtnis geschenkt. Essener Volkszeitung.

Digitized by Google

Verlag von Gebrüder Lensing in Dortmund

Zehn Lieder aus dem kleinen Rosengarten

von

Hermann Löns

Für Klavier mit einer Singstimme vertont von Wilhelm Kruse

Inhalt:

Winter / Das Geheimnis / Der ferne Stern / Das einsame Mädchen / Abendlied / Edelwild / Auf Feldwache / Tausendschönchen / Heckenkind / Absage

Die Lieder zeichnen sich durchgehends durch blühende Melodik, vornehme Harmonik, edlen Fluß und tiefe Empfindung aus. Hier hat ein wirklicher Künstler die ganz zum Heideduft der Lönsschen Volkslieder passende Weise geschrieben.

Derzeitiger Preis 55,— Mark

Urteil der Presse: Die Lieder, in denen der Komponist den ganzen Reichtum seines Talentes entfaltet, sind eine wahre Segenquelle des Gemüts. Singstimme und Klavierbegleitung verschmelzen zu einem abgerundeten Ganzen, dabei bleibt der Gesangston der Träger des poetischen Gedankens, während das Klavier, ohne zur bloßen schablonenhaften Begleitung herabzusinken, jeder Gefühlsschattierung folgt. Ausdrucksvolle, volkstümlich einfache Melodik, interessante harmonisch-modulatorische Wendungen, frappante Rhythmik, überraschende Kleinmalerei und schöne Ausführung geben den Liedern einen eigenen Reiz. Die Deklamationswut neuzeitiger Lyriker, die das Lied zu einem trockenen Rezitativ und zu einem Klavierstück mit überlegter Singstimme stempeln, vermeidet Kruse gänzlich. Er weiß mit sicherem Instinkt die Grundstimmung des Gedichtes zu treffen. Auf seiner Palette sind alle Farben vertreten, vom zartesten Liebeshauch, vom Ausdruck verzehrender Sehnsucht, tiefgeheimen Wehs bis zum fröhlichen Lachen des köstlichen Humors und jubelnden Ausbruchs seligsten Glücksgefühls. Allen denen, die sich noch einen empfänglichen Sinn für schlichte, ungekünstelte, aus dem Herzen quellende Musik bewahrt haben, seien die Lieder von Wilh. Kruse aufs wärmste empfohlen.

Tremonia.

Digitized by Google

Verlag von Gebrüder Lensing in Dortmund

Sagen des Sauerlandes

von

A. Groeteken

Preis z. Zt. 143,— Mark

Immer mehr erkennt man den Wert der Sagenforschung für die Belebung unserer bodenständigen Heimatbewegung. Es ist zu begrüßen, daß auch durch stilistisch einwandfreie Sammlungen der reiche Sagenschatz unserer Jugend in billigen Ausgaben zugänglich gemacht wird. Groeteken bringt auch eine Anzahl bisher noch nicht gedruckter Sagen, die er dem Volke abgelauscht hat. Man ist erstaunt, aus dem als unpoetisch verschrieenen Sauerland eine solche Fülle z. T. recht ansprechender Sagen hier vereint zu finden. Dr. d'Ester in der Rheinisch-Westfälischen Zeitung.

Die Veme

Entstehung, Entwickelung und Untergang der Frei- und heimlichen Gerichte Westfalens

von

Otto Schnettler

Mit 9 Bildbeigaben, 1 Urkunde und 2 Siegeltafeln.

Preis z. Zt. 132,— Mark

Inhaltsverzeichnis: Die Entstehung der Vemgerichte. Freigrafschaft und Grafschaft. Freigut und Eigengut. Blutgerichtsbarkeit der Freigerichte. Die Entwickelung der Veme. Die Blütezeit der Veme. Die Verfassung, das Verfahren, der allmähliche Verfall und Untergang. Die Freigerichte seit dem Ende des Mittelalters.

Digitized by Google

Verlag von Gebrüder Lensing in Dortmund

Ruhrtalsagen
vom Ruhrkopf bis zum Rhein

von

P. Bahlmann

Derzeitige Preise: broschiert 220,— Mark, in biegsamen Karton 297,— Mark, in Bibliotheksband 308,— Mark

Der als Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek Münster weiten Kreisen bekannte Verfasser gibt hier eine auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende, sorgfältig zusammengestellte Auswahl der im Gebiete der Ruhr im Volksmunde befindlichen Sagen und Mären.

Hermann Büscher:

Haide-Sagen
aus dem Münsterlande

Preis zurzeit 99,— Mark für das geschmackvoll gebundene Bändchen

Urteil der Presse: Das Buch ist eine wertvolle Gabe für jeden, in dessen Herz die Liebe zur Heimaterde lebendig ist. In gebundener Rede und in Prosa erzählt uns Büscher in seinem Buch von Haidenkönigen und Rittern, versunkenen Burgen, Geistern und Spöken und immer weiß er durch seine lebendige Darstellung den Leser zu fesseln. Volle Anerkennung verdient der sinnige Bildschmuck, den Elisabeth Wigger dem Buche beigegeben hat. Wir wünschen das Buch recht oft in den Händen der Kinder der heimischen Erde zu sehen. Grenzwarte, Bocholt.

Digitized by Google

Verlag von Gebrüder Lensing in Dortmund

Die Varusschlacht an der unteren Lippe

von

Ferdinand Beste

106 Seiten in Lex.-8° mit einer Karte 297,— Mark

In völlig neue Bahnen wird der Streit um den Kampfort durch diese Schrift gelenkt. Die Theorien, die den Schauplatz in den heutigen Teutoburgerwald verlegten, sind ja aufgegeben. Mit aller Schärfe wird hier der Nachweis erbracht, wo der Zusammenbruch der Legionen des Varus stattgefunden hat. Eine besondere Stütze für die Richtigkeit seiner Beweisführung wurde dem Verfasser, während das Werk in Druck war: Eine vom holländischen Karthographen Ortelius um 1584 gestochene Karte Belgii veteris typus, nach dessen Forschungen angelegt, kommt zum gleichen Ergebnis wie Verfasser.

Peter Hille

Eine Dichterseele

von

Hans Roselieb (Firmin Coar)

Mit einem Bilde Hilles und einer Faksimile-Wiedergabe eines Manuskriptes

Preis gut gebunden 220,— Mark

Die zarte, kristallklare, ewig schönheitsdurstige, welt- und wanderfrohe Seele Hilles ist hier scharf erfaßt und mit anmutiger Zwanglosigkeit bis in die letzten Herzwinkel und verstecktesten Seelenfalten durchleuchtet. Die reiche, kindlich reine Natur dieses herzensguten Bohemien und Meisters des Aphorismus wird bei allen Lesern einen dauernden, unvergeßlichen Eindruck hinterlassen. Augsburger Neueste Nachrichten.

Aus urchristlich katholischer Denkweise heraus sucht der selbst katholische Schriftsteller diesen Dichtervagabunden zu erfassen. Mit unendlicher Liebe betrachtet er sein Bild, umkränzt es mit dem Blumengewinde der hingebenden Liebe und spürt tief nach den Wurzeln dieses Sonderlings. Ein feines, reifes Buch, wenn man auch hin und wieder starke Einseitigkeit und allzu begrenzte Charakterisierung empfinden muß. Die Post, Berlin.

Digitized by Google

Gedruckt bei J. E. Haag in Melle.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gedruckt bei J. E. Haag in Melle.

Digitized by Google


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01467 8869



Digitized by Google


Digitized by Google